


THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817

Jambulus.

Von

Dr. W. Richter.

Beilage zum Osterprogramm

des

Gymnasiums Schaffhausen

1888.

Uralt und ewig neu ist die Klage über die Ungunst und Verderbtheit der Gegenwart, sowie die schmerzliche Sehnsucht nach der «guten alten Zeit». Auch in Althellas ist diese Vorstellungsweise durchaus volksthümlich gewesen und tritt uns in den verschiedensten Schriftwerken der erhaltenen Literatur entgegen.

Mit den Worten *οἷοι νῦν βροτοί εἰσιν* (Il. V, 304. XII, 383 etc.) will Homer offenbar die Menschheit seiner Zeit gegenüber derjenigen der Vorzeit in ein dunkleres Licht rücken. Allbekannt ist der hesiodische Mythus von den Weltaltern (Op. et D. 109—173). Im goldenen Zeitalter führte die Menschheit ein götterseliges Dasein: ohne Sorgen, Kummer, Schmerz und Krankheit lebte sie voll seliger Unschuld in dem immerwährenden Frühlinge der Jugend, bis an dem Ende der Tage ein sanfter Schlaf sie in den Tod hinüberführte. Aber von dieser ursprünglichen Höhe der Glückseligkeit und Tugend sinken die Menschen im silbernen und darauf im ehernen Zeitalter tiefer und tiefer herab, bis endlich in der letzten, der eisernen Aera, Laster aller Art, Lieblosigkeit, Untreue, Verrath, Zwist und Krieg, Missachtung von Recht und Tugend zur Herrschaft gelangen und damit zugleich unendliche Mühen und Qualen und jegliches Unglück den armen Sterblichen bringen. Wie tief dieser Mythus in der volksthümlichen Anschauungsweise des Alterthums wurzelt, das beweisen unverkennbar die Wiederholungen und Nachbildungen desselben bei Ovid, Arat, Cicero, Germanicus und Avienus.

Nach dieser Auffassung ist es die Einfachheit der Lebensweise, die sich unbewusste Genügsamkeit kindlicher Einfalt, welche den Grund der Treue, Friedfertigkeit, Gerechtigkeit und aller Tugenden bildet und dadurch das wahrhafte Glück der Menschen bedingt. (Tac. ann. III, 26.)

Daher musste in Zeiten einer gesteigerten Cultur der Blick sich wehmüthig zu der grauen Vergangenheit rückwärts wenden oder auf jene unbekannten Gegenden an den entferntesten Grenzen der Erde sich richten, wo barbarische Völker, fern der Cultur, den Genüssen und Leidenschaften des hochgebildeten Hellenenvolkes, im einfachsten, reinen und unverdorbenen Naturzustande lebend gedacht wurden, die in kindlicher Unschuld, ohne es anders zu wissen und zu können, tugendsam waren, die voll tiefster Frömmigkeit ehrfürchtigen Sinnes zu den Göttern beteten und so des gottgefälligen, sorgenlosen, freudenreichen Glückes eines Kindes genossen. So ist denn die rege dichterische Phantasie nicht müde geworden, wieder und wieder die Gerechtigkeit und Heiligkeit, den vollkommenen Glückszustand solcher an den äussersten Rand der Erde versetzter Naturvölker in so glühenden als düsteren Tönen ausmalend vor Augen zu führen.

Wie Homer zu erzählen weiss, entrückt Zeus seine Lieblinge in das Elysion, *'Ηλύσιον πεδίον*, ein schönes Gefilde an den Enden der Erde, diesseits des Okeanos, fern den Schrecken des Hades, wo sie mühe- und sorgenlos in ewiger Seligkeit leben. Da ist kein Regen, kein Schnee und kein Sturm; nur des Zephyrs leiser Hauch weht, die Menschen erfrischend, vom Okeanos her. Bei späteren Dichtern tritt das Elysion in Verbindung zur Unterwelt und wird zu dem Aufenthaltsorte der Guten unter der Erde, während die irdische Glückseligkeit auf den

νῆσοι μακάρων, den Inseln der Seligen, an den fernen Grenzen der Erde erblüht.

So haben insbesondere von Hesiod (fr. 198 Flach) und Herodot (IV, 32) an die Hyperboreer die von der Versunkenheit und Unvollkommenheit ihrer Zeit schmerzlich erregten Geister beschäftigt. Kann auf die zahlreichen Angaben der Alten über dieses sagenhafte Volk des Nordens hier nicht eingetreten werden, so sei doch wenigstens in Kürze auf ein, wie es (nach Schol. Apoll. Rhod. II, 675) scheint, grösseres Werk des Hekataeus von Abdera, eines Zeitgenossen des ersten Ptolemäers, hingewiesen. (Diodor II, 47. Aelian h. a. XI, 1. Müller fr. hist. graec. II, 386—388.) Die Insel der Hyperboreer, nach Steph. Byz. (Müller fr. 5) von Hekataeus *Ἐλίξοια* benannt, jenseits, d. h. nördlich vom Nordwind gelegen, besitzt ein so mildes Klima und so grosse Fruchtbarkeit, dass sie alljährlich eine doppelte Ernte zeitigt. Auf das innigste verehren die Bewohner den Lichtgott Apollo. Ihn feiern und preisen sie Tag für Tag durch Gesang und Saitenspiel, und so kann man das ganze Volk als Priester des Gottes bezeichnen. Bei religiösen Festen fliegen Schwärme von Schwänen von den rhipäischen Bergen hernieder, umkreisen des Gottes Tempel im Fluge, lassen sich *εἰς τὸν περίβολον* nieder und stimmen melodisch ein in den Sang der Priester. Um solcher Frömmigkeit willen sind die Hyperboreer das gottbegnadetste, gottgeliebteste Volk, und leibhaftig erscheint ihnen Apollo je im 19. Jahre.

Und wie die Hyperboreer im Norden, so wurden im Süden die Aethiopen, so wurden im Osten die Inder und Serer als gerecht und glücklich gepriesen, so wurden Inseln der Seligen theils im fernen Westen des atlan-

tischen Oceans, theils im weiten Osten der indischen See gesucht.

Von solchen utopistisch-ethnographischen Schilderungen ist nur sehr weniges erhalten; hier seien nur die grösseren Fragmente erwähnt aus der Atlantis des Plato (Timaeus 23 D — 25 E. Critias 108 C — 116), der Meropis des Theopomp (Aelian var. hist. III, 18. Müller fr. hist. gr. II, p. 289—291), den Panchaeern des Euhemerus (Diodor V, 41—46. VI, 2 p. 309 ed. Didot. Müller fr. hist. gr. II, p. 100) und aus dem unten ausführlicher zu behandelnden Jambulus.

Gering sind die Reste; aber sie genügen, uns zu zeigen, dass die griechischen Schriftsteller dieser Gattung sich mit behaglicher Breite in ihrer Darstellung ergangen, dass sie in üppig wuchernder Phantasie unter den mannigfaltigsten Vorstellungen glücklichster Zustände ein Idealland vor den Augen der bewegten Leser hervorgezaubert haben, wie es die Wirklichkeit nicht bot, wie es zur Wirklichkeit ihres Landes und Volkes im hellsten und grellsten Gegensatze stand.

Dieses pessimistischen, von der trübseligen Betrachtung der traurigen Gegenwart ausgehenden Zuges entbehrt eine dafür nur um so wilder und übermüthiger gestaltende uralte Phantastik der Griechen, welche darauf ausgeht, das Wunderbare, Seltsame und Unbegreifliche um seiner selbst willen hervorzubringen. Hier ist in der Phantasie zügellos-verwegensten Spiele die alltägliche Welt der einfachen Wirklichkeit umgestürzt in eine Welt voll wundersamster Erscheinungen, wie sie des Menschen Auge nie gesehen hat und nie sehen wird, wie sie geeignet sind durch ihre unglaubliche Abenteuerlichkeit des Lesers höchstes Staunen zu wecken.

Hieher gehören aus Homer die Abenteuer des Odysseus bei dem Kyklopen Polyphemus, auf Ogygia, auf der Insel der Kirke u. s. w.; hieher die Irrfahrten des Menelaus und anderer griechischer Helden. Von Wundergestalten eigenster Art, weiss schon Hesiod zu fabeln. Er erwähnt die *Μακροκέφαλοι*, die *Ἡμίκυνες* (fr. 61 und 65 Flach), die *Κατουδαῖοι* (fr. 64) u. A. Aeschylus verflocht in seine Prometheus-Trilogie die fabelhaften Greifen, die einäugigen Arismapen, Sternophthalmier u. A. Aristeas von Proconnesus hatte ein besonderes Werk *Ἀριμάσπεια* verfasst. Alkman erwähnte die Steganopoden, Issedonen, Annichoren und andere Phantasievölker u. s. w. u. s. w.

Diese Phantastik musste naturgemäss einen mächtigen Impuls und eine gewaltige Bereicherung durch Aufnahme fremder Elemente erfahren, als das Wunderland Indien sich mehr und mehr griechischen Reisenden und Forschern erschloss, als durch die Feldzüge Alexanders die geschlossenen Pforten dieses bis dahin von geheimniss- und verheissungsvollem Dunkel umwobenen Landes gesprengt worden waren.

Dass die Fülle der solcher Weise in's Leben gerufenen wunderlichsten Erscheinungen, sei es von Menschen oder Thieren oder Pflanzen, sei es auf diesem, sei es auf jenem Gebiete, von der pessimistischen utopistischen Dichtung nicht unbeachtet gelassen werden konnte, ist in der Natur der Sache gelegen. Und so werden wir solchen Wundergestalten auch auf der Insel des Jambulus begegnen.

Von welcher hervorragenden Bedeutung, von welcher Fülle und welchem Umfange die phantastische Ethnographik in der griechischen Literatur gewesen sein muss, können wir, die, wie bemerkt, wir auf dürftige Fragmente

und Angaben beschränkt sind, einzig richtig beurtheilen aus der Parodie des Lucian in seinen beiden Büchern *ἀληθινῶν λόγων*, in deren Einleitung er ausdrücklich bemerkt, dass ein jeder einzelner seiner Züge auf den lügenhaften Bericht eines bestimmten Autors sich beziehe. Sind wir nun aber nur bei einigen ganz wenigen Zügen der Parodie im Stande, die Beziehungen nachzuweisen, so werden wir eben daraus einen bescheidenen Schluss auf die ausserordentliche Fruchtbarkeit der Griechen auf diesem Gebiete schriftstellerischer Thätigkeit zu ziehen haben.

Von den Autoren, die er parodiert, nennt Lucian namentlich ausser Homer, Herodot, Aristophanes und Ktesias den Jambulus: *ἔγραψε δὲ καὶ Ιαμβοῦλος περὶ τῶν ἐν τῇ μεγάλῃ θαλάττῃ πολλὰ παράδοξα* (I, 3).

Die Zeit des Jambulus ist unbekannt und nur im Allgemeinen bestimmbar. Da Diodor (II, 55—60) uns einen Auszug des Werkes desselben erhalten hat, so muss er also vor Diodor, vor der Zeit des Ueberganges der römischen Republik in das Kaiserreich, gelebt haben. Andrerseits, falls Jambulus in seiner Erzählung (Diod. II, 60), dass er an der Küste Indiens gelandet von dem Könige zu Palibothra ehrenvoll aufgenommen und eines sicheren Geleites auf seinem Rückwege nach den griechischen Landen gewürdigt worden sei, eine bestimmte historische Persönlichkeit vor Augen gehabt hat, was bei seiner nachweisbaren Kenntniss Indiens nicht ausgeschlossen erscheint, so ist zweifellos an einen der hellenischer Bildung zugethanen Könige aus dem Geschlechte der weitherrschenden, mächtigen Maurja, sei es Tschandragupta (315—291) oder Vindusâra (291—263) oder Açoka (263—226) zu denken. (Lassen, Indische Alterthumskunde II, p. 196—277; p. 344. Rohde, der grie-

chische Roman und seine Vorläufer p. 225.) Alsdann könnte Jambulus nicht vor diese Zeit fallen. Zu dem bestimmten Schlusse aber, dass Jambulus einen der genannten Könige gemeint oder gar, dass er zur Zeit derselben gelebt habe, sind wir darum nicht berechtigt, weil, wie sich unten zeigen wird, seine erzählten Reiseabenteuer reine Fiction sind, und denselben keinerlei eigene Erlebnisse zu Grunde liegen. Immerhin aber wird Jambulus in eines der letzten Jahrhunderte vor unserer Aera gehören, in eine Zeit, die eine Fülle ähnlicher Fabeleien geschaffen hat.

Noch unbestimmter ist die Heimat des Jambulus. Osann («Jambulus und seine Reiseabenteuer» in den «Beiträgen zur griechischen und römischen Literaturgeschichte» I, 287—288) findet dieselbe durch eine Conjectur bei Theodorus Priscianus medicinae praesentaneae (II, 11) in Syrien. Aber die Conjectur ist falsch, wie Rohde (p. 226) treffend ausführt. Letzterer selbst scheint geneigt, aus dem Namen Jambulos, den er für syrisch oder phönizisch oder arabisch hält, einen Schluss zu ziehen. Lobeck (Pathol. serm. gr. proleg. p. 133) will den Namen von ἴαμβος ableiten, so dass er griechisch wäre und etwa «der Scherzende» bedeuten würde. Sollte diese Ableitung richtig sein, so darf deswegen kein innerer Zusammenhang zwischen dem Namen des Autors und seinem Werke statuiert werden. Denn der Begriff des Scherzes, wie er in ἴαμβος liegt, ist auf das wesentlichste verschieden von dem, welcher uns in der Schrift des Jambulus entgegentritt. Osann (p. 293) erklärt den Namen Jambulus für «eine Erfindung des uns dem Namen nach unbekannt gebliebenen Verfassers». Allein als Pseudonym würde Jambulus zu wenig charakteristisch sein. Man denke z. B. an Timokles, der ebenfalls Verfasser

einer phantastischen Utopie war und sich unter dem abenteuerlichen Pseudonym Konchlakonchlas oder Chlonthakonthlos versteckte (Rohde p. 219). Jambulus ist kein Pseudonym, es ist der historische Name des Verfassers. Aus dem Auszuge des Diodor hören wir soviel, dass Jambulus von dem Norden Arabiens oder, wie wir wohl richtiger sagen dürfen, aus einem Lande nördlich von Arabien seine Reise antrat. Seine Rückreise nimmt er aus Indien nach Persien und von da in ein Land griechischer Sprache. Vielleicht also mag Kleinasien oder Syrien als das Vaterland des Jambulus anzusetzen sein.

Das Werk des Jambulus ist, wie bemerkt, uns nur im Excerpt (Diodor II, 55—60) erhalten. Dieser Auszug bietet jedoch nichts weniger als eine übersichtliche und wohlgeordnete Inhaltsangabe. Offenbar gibt Diodor nur eine Reihe von Notizen aus Jambulus, und auch diese ungeordnet und verworren, so wie sie sich gerade seinem Gedächtnisse darbieten. So wird Zusammengehörendes auseinandergerissen, Verschiedenartiges zusammengestellt. Einzelne Beispiele mögen dies zeigen.

cp. 57. Dindorf p. 211, 40—43 ist die Rede von Quellen. Es wird die Süsse des kalten Wassers und seine Heilkraft gerühmt.

cp. 59. p. 214, 45—47 (also in der Ausgabe von Dindorf: 105 Zeilen später) kommt Diodor auf die warmen Quellen zurück und schreibt auch diesen die beiden gleichen Eigenschaften zu.

oder: cp. 55. p. 209, 77—78 werden Gestalt und Grösse der Insel angegeben. Nach einem langen Excurse über die Bewohner hören wir cp. 56. p. 210, 18—27 (40 Zeilen später) etwas über Lage und Temperatur der Insel.

Aber erst cp. 58. p. 212, 102—103 (wiederum 80 Zeilen später) erfahren wir, dass es überhaupt nicht nur eine, sondern 7 ganz gleiche Inseln waren.

oder: cp. 57. p. 211, 44—47 handelt Diodor über die Schrift, 47—53 über Alter und Selbstmord, 53—56 kehrt er zurück auf die Schrift und 56—59 wiederum auf Alter und freiwilligen Tod.

oder: cp. 59. p. 512, 4—10 und 13—18 ist die Rede von den Speisen; dazwischen hinein 10—13 treten Bemerkungen über Götter und Götterverehrung. Und eben dasselbe Thema der Speisen wird nach einer Abhandlung über die Kleiderbereitung p. 213, 26—30 wiederum aufgenommen u. s. w.

Gehen wir auf eine nähere Besprechung des Excerptes ein, so wird es daher unsere Aufgabe sein, in der Anordnung des Stoffes von Diodor abzuweichen und das, was naturgemäss zusammengehört, zusammenzuordnen.

Das Werk lässt sich in 3 Theile gliedern. In dem ersten, den man füglich als die Einleitung bezeichnen darf, erzählte Jambulus, durch welche wunderbaren Geschicke verschlagen er zu den Inseln der Seligen gelangt sei. In dem zweiten Theile, dem eigentlichen Kerne des Ganzen, gab er eine ausführliche Schilderung von Lage, Natur, Bewohnern und Verhältnissen jener Inseln, wie er sie während seines mehrjährigen Aufenthaltes daselbst kennen lernte. In dem letzten Theile endlich oder, wenn wir so sagen dürfen, dem Schlusse gab er Bericht von den Reiseabenteuern, unter denen er über Indien und Persien nach Hause zurückkehrte.

Es wird sich demgemäss für unsere Darstellung empfehlen, den ersten und dritten Theil, die äusseren

Erlebnisse des Jambulus, seine Hin- und Rückreise, in Kürze vorauszunehmen und darauf die ausführlichere Behandlung des zweiten Theiles folgen zu lassen.

So wörtlich als möglich werde ich nun versuchen, mich im Folgenden an Diodor anzuschliessen.

Jambulus, der Sohn eines Kaufmanns, war in seiner Jugend der Bildung eifrig beflissen. Nach dem Tode seines Vaters ward er selbst Kaufmann und zog durch Arabien hin *ἐπὶ τὴν ἀρωματοφόρον*, nach dem Gewürzlande. Diese *ἀρωματοφόρος χώρα* ist nach der Angabe des Marcian (*περίπλους τῆς ἔξω θαλάσσης* I, 13. Müller, geogr. gr. min. p. 523, 27) das heutige Somâl. Hier ward er mit seinen Begleitern von Räubern überfallen, gefangen genommen und musste mit einem seiner Gefährten als Hirt dienen. Später aber ward er mit eben diesem seinem Leidensgenossen von Aethiopen gefangen und nach der Küste Aethiopiens geschleppt. Bei diesen Aethiopen nun herrschte der durch Orakelsprüche der Götter bestimmte und seit ältesten Zeiten überkommene Brauch, alle 20 Menschenalter, also (das Menschenalter zu 30 Jahren gerechnet) alle 600 Jahre, eine *καθαρμὸς τῆς χώρας* zu begehen, eine Sühnung des Landes vorzunehmen. Diese Sühnung ward in der Weise vollzogen, dass 2 Männer, *ἀλλοεθνεῖς*, Ausländer, in einem Schiffchen den Wellen des Meeres preisgegeben wurden. Es ward zu dem Zwecke ein entsprechend grosses *πλοιάριον* gebaut, welches von den beiden Männern leicht gerudert werden konnte, gleichwohl aber stark genug war, den Stürmen des Meeres

Stand zu halten. Und in dieses Schiffchen wurden den zur Fahrt Ausersehenen Lebensmittel auf 6 Monate mitgegeben. Dieses Schicksal trat denn also an Jambulus und seinen Genossen heran. Es ward ihnen befohlen, gemäss dem Orakelspruche nach Süden zu fahren. Denn so würden sie zu einer glücklichen Insel und zu wohlwollenden Menschen gelangen, bei denen sie ein seliges Leben führen würden. Würden sie jene Insel glücklich erreichen, so werde auch das Volk der Aethiopen 600 Jahre lang Frieden und ein in jeder Beziehung glückliches Leben geniessen. Würden sie aber, bestürzt über die endlose Weite des Oceans, ihre Fahrt zurücknehmen, so würden sie dem ganzen Volke Unheil und Verderben bringen und sich selbst die härtesten Strafen zuziehen. Vor der Abfahrt des Schiffchens strömten die Aethiopen in Menge zur Meeresküste und brachten feierliche Opfer dar. So segelten Jambulus und sein Freund ab. Nach mannigfachen Kämpfen mit Wind und Wellen erreichten sie endlich nach 4 Monaten die ihnen von den Aethiopen bezeichnete Insel. Als sie sich derselben näherten, kamen ihnen einige der Bewohner entgegen und zogen das Fahrzeug an den Strand. Sie selbst wurden freundlich aufgenommen, und ihnen Antheil an allen Gütern gegeben. (Diod. II, 55.)

7 Jahre blieben Jambulus und sein Gefährte auf jenen Inseln. Danach aber wurden sie als böse und schlechten Sitten ergebene Menschen gegen ihren Willen zur Abreise gezwungen. Sie setzten das Schiffchen wieder in Stand, versahen

sich mit Lebensmitteln und verliessen die Insel. Nach einer Fahrt von mehr als 4 Monaten gelangten sie zu der sandigen und sumpfigen Küste Indiens. Bei der Landung stürzte der Begleiter des Jambulus in das Meer und ward von den Wogen verschlungen. Jambulus selbst erreichte ein Dorf und ward von den Bewohnern desselben vor den König geführt in die Stadt Palibothra, welche viele Tagereisen von der Meeresküste entfernt lag. Der König, ein Philhellene, empfing ihn auf das glänzendste. So kam Jambulus schliesslich mit sicherem Geleite nach Persien und von da *εἰς τὴν Ἑλλάδα* d. h. «nicht nach Griechenland, sondern nach einem Lande, in dem man Griechisch sprach». (Rohde p. 232, Anm. 1, Diod. II, 60.) Von der Stadt Palibothra, im Sanskrit Pataliputra, wusste Megasthenes Genaueres zu erzählen. (fr. 1. Diod. II, 39 und fr. 26. Arrian Ind. c. 10.) Es war die Hauptstadt der Prasier, eines indisches Volksstammes, am Ganges gelegen. Die Gründung der Stadt ward dem Herakles zugeschrieben. (Megasth. fr. 20. Strabo XV, p. 687. Plin. h. n. VI, 19, 68. Pomp. Mela III, 7.)

Von der Insel selbst, ihren Naturerzeugnissen und Bewohnern gab Jambulus folgende Schilderung.

Die Insel war von Gestalt rund und hatte einen Umfang von 5000 Stadien, d. i. 125 geographischen Meilen (cp. 55. p. 209, 78—79).

Die runde Gestalt wird als die vollkommenste betrachtet und daher gewählt. So ist auch die Insel des Plato im atlantischen Ocean kreisrund (Critias 113 D.); so ist der Tempel des Apollo auf der Insel der Hyperboreer nach Hekataeus (Diod. II, 47. p. 198, 25) *σφαιρο-ειδής τῷ σχήματι.*

Es waren dieser Inseln 7, welche an Grösse sich ungefähr gleich kamen und von einander gleich weit entfernt waren. Auf allen diesen 7 Inseln herrschten dieselben Sitten und Gesetze. (cp. 58. p. 212, 101—103.)

Da jedoch Diodor stets den Singular setzt, also nur von einer Insel spricht, so hat jedenfalls Jambulus eine dieser 7 Inseln besonders in den Vordergrund gestellt.

Das Meer, welches die Insel umgiebt, ist von gewaltiger Strömung und von heftiger Flut und Ebbe bewegt. (cp. 58. p. 212, 98—99.) Von den in griechischen Ländern bekannten Gestirnen waren daselbst der Bär und überhaupt viele andere nicht sichtbar. (cp. 58. p. 212, 100—101.) Tag und Nacht waren das ganze Jahr hindurch an Länge gleich, und des Mittags warf kein Gegenstand Schatten, weil die Sonne im Zenith stand. (cp. 56. p. 210, 24—26.) Klima und Temperatur war ähnlich wie am Aequator: weder Hitze noch Kälte zu gross und die Menschen belästigend. (cp. 56. p. 210, 18—20.)

Aus diesen Angaben der Tag- und Nachtgleiche, der starken Meeresströmung und des lieblich milden Klimas schliesst Lassen (III, 255) dass «Jambulus selbst auf einem Eilande des indischen Archipels sich aufgehalten habe». Daran ist so viel richtig, dass die Angaben auf eine Insel der indischen See passen; und es werden bei unserer weiteren Betrachtung noch zahlreiche Züge auftreten, welche indischen Charakters sind. Aber nie und nimmer muss daraus gefolgert werden, dass Jambulus selbst den indischen Archipel besucht habe. Allerdings ist Jambulus mit indischen Verhältnissen wohl vertraut.

Dies bezeugt ausdrücklich Diodor (II, 60. p. 214, 63): *Ἰαμβοῦλος περὶ τῶν κατὰ τὴν Ἰνδικὴν οὐκ ὀλίγα συνετάξατο τῶν ἀγνοουμένων παρὰ τοῖς ἄλλοις* (sc. Schriftstellern). Mag nun Jambulus diese seine Kenntnisse durch Reisen im Lande Indien gewonnen, mag er dieselben indischen Erzählungen und griechischen Schriftstellern entnommen haben, jedenfalls bilden dieselben keinen Grund dafür, dass der Verfasser sich auf der von ihm geschilderten Insel der Südsee aufgehalten haben müsse. Gerade die oben erwähnten Züge treten uns mannigfach anderwärts, so bei Nearch, Onesicritus, Megasthenes u. A. entgegen.

Plin. h. n. II, 73, 183: Onesicritus scripsit, quibus in locis Indiae umbrae non sint, septemtrionem non conspici. Onesikr. fr. 24. 24a. 26.

Strabo II, p. 77: *αἱ ἄρκτοι ἐκεῖ* (i. e. *ἐν τοῖς ἄκροις τῆς Ἰνδικῆς*) *ἀμφότεραι, ὡς οἴονται, ἀποκρύπτονται, πιστεύοντες τοῖς περὶ Νέαρχον.* Nearch fr. 2.

Arrian Ind. 25, 4: *ὁπότε δὲ τὸ μέσον τῆς ἡμέρης ἐπέχοι ὁ ἥλιος, ἤδη δὲ καὶ ἔρημα σκιῆς πάντα ὤφθη αὐτοῖσι.* Nearch fr. 22.

Megasthenes fr. 1. Diodor II, 35: *καὶ πολλαχῇ μὲν ἐπ' ἄκρας τῆς Ἰνδικῆς ἰδεῖν ἐστιν ἀσκίους ὄντας τοὺς γνώμονας, νυκτὸς δὲ τὰς ἄρκτους ἀθεωρήτους, ἐν δὲ τοῖς ἐσχάτοις οὐδ' αὐτὸν τὸν Ἀρκτοῦρον φαίνεσθαι.* Baeton fr. 4.

Nach Strabo II, p. 76 wendete sich Daimachus mit Tadel gegen die Behauptung des Megasthenes: *ἐν τοῖς νοτίοις μέρεσι τῆς Ἰνδικῆς τάς τε ἄρκτους ἀποκρύπτεσθαι καὶ τὰς σκιὰς ἀντιπίπτειν.* Dagegen erklärte Daimachus *μηδέτερον τούτων μηδαμοῦ τῆς Ἰνδικῆς συμβαίνειν.* Wegen dieser seiner Ansicht aber wird er von Eratosthenes als ein *ἰδιώτης*, ein *ἄπειρος τῶν τοιούτων*, ein *ἀμαθής* bezeichnet.

Mit den angeführten Citaten stelle ich zusammen Pomp. Mel. III, 7: (India) ita multum a nostris abducta regionibus, ut in aliqua parte eius neuter septemtrio appareat aliterque quam in aliis oris umbrae rerum ad meridiem jaceant.

Lagen solche Berichte in Werken über Indien, z. B. in Megasthenes, dem Jambulus vor, warum hätte er dieselben nicht für seine Dichtung verwenden dürfen? Die Tag- und Nachtgleiche des Aequators hat er gewählt, weil ihm die gleichmässige Vertheilung für ein Land der vollkommensten Glückseligkeit am besten zu passen schien. Aus gleichem Grunde braucht Jambulus ein aus Hitze und Kälte in lieblichster Weise gemischtes Klima.

Die Inder erzählten von einem Lande nördlich des Himalaya, dem Uttara Kuru, als einem «Lande ungestörter schöner Genüsse, wo es nicht zu kalt und nicht zu warm sei». (Lassen, Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes II, p. 63 nach dem Râmâyana. Rohde p. 217—218.) Dass dieses indische Fabelland den Hellenen nicht fremd war, beweist der Umstand, dass (nach Plinius h. n. VI, 17, 55) Amometus, wahrscheinlich zur Zeit des ersten oder zweiten Ptolemäers, ein besonderes Buch über dieselben, über die Attakoren, wie er sie nannte, verfasste. Und darin war gerade das milde Klima betont: gens hominum Attacorum, apricis ab omni noxio adflatu seclusa collibus; eadem qua Hyperborei degunt temperie. Aus Strabo XV, p. 711 (Lassen, Zeitschrift II, p. 67) lässt sich erschliessen, dass das Uttara Kuru dem Megasthenes bekannt war. Ptolemaeus I, 12 gedenkt der *Ὀττοκόρραι* und ihrer Stadt. Ammianus Marcellinus XXIII, 6, 65 nennt die Opurrocarra und ihren Berg.

Wie Jambulus erzählte *εὐκρατότατον εἶναι τὸν ἀέρα,*

so berichteten phönizische Sagen von einer im fernen westlichen Weltmeere gelegenen glückseligen Insel, dass sie *τὸν περικείμενον ἀέρα παντελῶς εὔκρατον* habe. (Diod. V, 19.) In gleicher Weise bezeichnete Hekataeus die Insel der Hyperboreer als *εὐκρασίᾳ διαφέρουσαν.* (Diod. II, 47.)

Die heftige Strömung des Meeres endlich hat Jambulus gewiss nicht, wie Lassen glaubt, auf Grund der Kenntniss erwähnt, dass «diese Erscheinung durch die vielen, engen Meeresstrassen, welche die Inseln (der indischen See) von einander trennen, verursacht werde». Jambulus wollte dadurch vielmehr die Unzugänglichkeit der Insel im fernen, wild brandenden Ocean hervorheben, ihre Abgeschlossenheit gegenüber der übrigen Welt und deren Cultur. Zu dieser Erklärung passen die Worte Diod. II, 56. p. 209, 82, dass bei der Ankunft der Fremdlinge die Bewohner der Insel *συνδραμόντας θαυμάζειν τὸν τῶν ξένων κατάπλουν.*

Aehnlich ist der Zug in jenen oben erwähnten phönizischen Sagen, dass die selige Insel des Weltmeeres, einst von Phöniziern entdeckt, später von denselben verborgen und unzugänglich gehalten worden sei. (Diod. V, 20.)

Dass das Wasser des die Insel umfliessenden Meeres von Geschmack süss und nicht salzig-bitter ist (Diod. cp. 58. p. 212, 99), stimmt zu der Schilderung eines Paradieses.

Dem milden Klima entsprechend ist die Insel mit den reichsten Gaben der Natur erfüllt. Gross ist die Zahl der Quellen, sowohl kalten als warmen, welche sich da finden. Die Quellen warmen Wassers dienen zum Bade und zur Erholung nach

der Arbeit; die kalten Quellen sind ausgezeichnet durch die Süssigkeit des Wassers und ihre Heilkraft (Diod. cp. 57. p. 211, 40—42). Aber auch die warmen Quellen haben süsses und heilsam wirkendes Wasser, welches die Wärme beibehält und niemals kalt wird, wenn man nicht gerade kaltes Wasser oder Wein hineinmischt. (cp. 59. p. 214, 45—47.)

Quellen sind natürlich für die Ausmalung der Schönheit und Fruchtbarkeit eines Landes unerlässlich.

So lässt ja z. B. schon Homer in seiner herrlichen Schilderung der Ogygia, der Heimat der verführerischen Nymphe Kalypso, vier Quellen weiss schimmernden, hellen Wassers, von einem Punkte entsprungen, nach verschiedenen Richtungen hin die Insel durchfliessen. (Od. V, 70—71.)

Auffallend übereinstimmend ist auch hier Diodor's Schilderung der Insel des Jambulus und jener mehrfach genannten phönizischen Insel des Westens. Letztere hat *πηγὰς πολλάς. καθόλου δὲ ἡ νῆσος αὕτη καταρρυτός ἐστι ναματιαίοις καὶ γλυκέσιν ὕδασι, δι' ὧν οὐ μόνον ἀπόλαυσις ἐπιτερπὴς γίγνεται τοῖς ἐμβιοῦσιν ἐν αὐτῇ, ἀλλὰ καὶ πρὸς ὑγίειαν καὶ ῥώμην σωμάτων συμβάλλεται.* (Diod. V, 19.)

Auch die Insel des Euhemerus *πληθύει ναματιαίων ὑδάτων* (Diod. V, 43) und *ἔστι δὲ τὸ φερόμενον ῥεῦμα τῇ λευκότητι καὶ γλυκύτητι διαφέρον, πρός τε τὴν τοῦ σώματος ὑγίειαν πολλὰ συμβαλλόμενον τοῖς χρωμένοις* (V, 44).

Desgleichen fliessen auf der Atlantis des Plato (Critias 113 E.) *ὕδατα διττὰ πηγαῖα, τὸ μὲν θερμόν, ψυχρὸν δὲ ἐκ κρήνης ἀπορρέον ἕτερον.* (Critias 117 A.)

Alles, was die Bewohner bedürfen, bietet

ihnen das Land von selbst im Uebermasse. cp. 57. p. 210, 30: *πολλὰ τῆς χώρας ἐχούσης πρὸς διατροφήν. διὰ γὰρ τὴν ἀρετὴν τῆς νήσου... γεννᾶσθαι τροφὰς αὐτομάτους πλείους τῶν ἱκανῶν.* cp. 59. p. 212, 5—6: *καίπερ δαψιλεῖς ἔχοντες πάντων χορηγίας αὐτοφυεῖς, ὅμως οὐκ ἀνέδην χρῶνται ἀπολαύσεσιν.*

Unter dem milden Himmel tragen die Bäume der Insel das ganze Jahr hindurch reife Früchte. (cp. 56. p. 210, 20.) In grosser Fülle wachsen die Obstbäume von selbst, Oelbäume und Weinreben, aus denen man Oel und Wein in Menge bereitete. (cp. 59. p. 213, 15—16.)

Diese Züge treten natürlich vielfältig in den verschiedenen Utopieen hervor. Diodor selbst (II, 56. p. 210, 20—23) erinnert an Homer Od. VII, 119—121, dass im Lande der Phäaken ein sanft wehender Windeshauch immerdar die einen Früchte reift und die anderen entstehen lässt:

ὄχνη ἐπ' ὄχνῃ γηράσκει, μῆλον δ' ἐπὶ μήλῳ,
αὐτὰρ ἐπὶ σταφυλῇ σταφυλή, σῦκον δ' ἐπὶ σύκῳ.

Wörtlich übereinstimmt die Notiz des Diodor (V, 19) über die phönizische Insel: *δαψιλῶς τῆς χώρας χορηγούσης τὰ πρὸς τὴν ἀπόλαυσιν καὶ τροφήν* (denn so, nicht *τρυφήν*, ist zu lesen; ebendieselbe Variante findet sich auch II, 57 statt *τροφάς*).

Auf der Atlantis (Plat. Crit. 15, A—C) wächst Alles, was der Mensch zur Nahrung und zum Genusse bedarf, von selbst, nicht nur Hülsenfrüchte und Obst aller Art, sondern auch wohlduftende Wurzeln, Säfte und Blüthen.

Ebenso giebt das Land Meropis des Theopomp Alles aus sich von selbst, ohne von der Pflugschar berührt zu werden. (Aelian v. h. III, 18.)

Im Uttara Kuru tragen die Bäume nicht nur immerdar Früchte, sondern auch Stoffe und Kleider aller Farben. (Rohde p. 217.)

Solche Herrlichkeiten seiner Insel anzudichten, war Jambulus um so mehr berechtigt, da die ungemeine Fruchtbarkeit Indiens allgemein gerühmt wurde.

Megasth. fr. 1. Diod. II, 36: *φύεται κατὰ τὴν Ἰνδικὴν πολλὴ μὲν κέγχρος, ἀρδευομένη τῇ τῶν ποταμίων ναμάτων δαψιλείᾳ . . . ἔτι δὲ ὄρυζα καὶ τὸ προσαγορευόμενον βόσπορον. καὶ μετὰ ταῦτα ἄλλα πολλὰ τῶν πρὸς διατροφὴν χρησίμων. καὶ τούτων τὰ πολλὰ ὑπάρχει αὐτοφυῆ.*

Megasth. fr. 9. Strabo XV, p. 693: *Μεγασθένης δὲ καὶ τὴν εὐδαιμονίαν τῆς Ἰνδικῆς ἐπισημαίνεται τῷ δίκαρπον εἶναι καὶ διφόρον καθάπερ καὶ Ἐρατοσθένης φησίν.*

Megasth. fr. 23. Arrian Ind. cap. 9: *τοὺς καρποὺς ἐν ταύτῃ τῇ χώρῃ πεπαίνεσθαί τε ταχύτερον μὲν τῆς ἄλλης, αὐτὸς οὗτος Μεγασθένης ἀνέγραψε καὶ φθίνειν ταχύτερον.*

Megasth. fr. 1. Diod. II, 35: *ἡ δ' οὖν Ἰνδικὴ πολλὰ μὲν ὄρη καὶ μεγάλα ἔχει δένδρεσι παντοδαποῖς καρπίμοις πληθύοντα, πολλὰ δὲ καὶ πεδία καὶ μεγάλα καρποφόρα, τῷ μὲν κάλλει διάφορα, ποταμῶν δὲ πλήθεσι διαιρούμενα. τὰ πολλὰ δὲ τῆς χώρας ἀρδεύεται καὶ διὰ τοῦτο διττοὺς ἔχει τοὺς κατ' ἔτος καρπούς. ζώων δὲ παντοδαπῶν γέμει διαφόρων τοῖς μεγέθεσι καὶ ταῖς ἀλκαῖς, τῶν μὲν χερσαίων, τῶν δὲ καὶ πτηνῶν.*

Lassen, welcher, wie bemerkt, der Ansicht ist, dass Jambulus den indischen Archipel besucht habe, und darum die Glaubwürdigkeit aller Angaben desselben zu vertheidigen und zu beweisen sich abmüht, wird durch die Erwähnung der *ἄμπελοι*, der Weinstöcke, in Verlegenheit gesetzt. Denn dass es auf den indischen Inseln keine Weinstöcke und keinen Traubenwein gab, steht ihm fest.

(Ind. Alterthumsk. I, p. 264.) Um sich zu helfen, versteht Lassen (III, 257) unter dem von Jambulus erwähnten Weine keinen Traubensaft, sondern «ein berauschendes, aus dem Safte von Palmen zubereitetes Getränk und zwar das aus dem Safte der Gomatipalme hergestellte, welches dem Weine ähnlich ist, während dieser Palmbaum niedriger ist als alle übrigen und mit einem rankenden Gewächse Aehnlichkeit hat».

Die Haltlosigkeit dieser Erklärung liegt vor Augen. *ἄμπελος* ist und bleibt Weinstock, nicht aber Palme. Ausserdem beweist die Verbindung der *ἄμπελος* mit dem Oelbaume, dass wir in ihr nur den echten Weinstock verstehen dürfen. Mit der Frucht des der Athene geheiligten Oelbaumes kann in einem griechischen Schriftsteller, da, wo er die Fruchtbarkeit und Schönheit eines Landes auszumalen bestrebt ist, sich nicht wohl der berauschende Saft der Gomatipalme, sondern nur die edle Gabe des Dionysos vereint denken lassen. Und der hieraus zunächst verständiger Weise sich ergebende Schluss dürfte sein, dass Jambulus den indischen Archipel nicht kannte, dass seine Schilderung der Insel poetische Fiktion ist, für welche er Alles, was herrlich und prächtig ist, verwerthet hat. Werden darunter Oelbaum und Weinrebe erwähnt, so ist dies eben ein echt griechischer Zug.

Es möge hier kurz auf Euhemerus hingewiesen werden. In der Weise des Jambulus schilderte auch er ein fingiertes Idealland und findet die irdische Seligkeit auf einer Inselgruppe der indischen See. In seiner Beschreibung der Vegetation, der Thiere und Metalle, der Sitten des Landes, der Tracht bei Männern, Frauen und Priestern u. s. w. erkennen wir wesentlich indische Züge. Aber diese indischen Züge hat Euhemerus mit rein grie-

chischen oder von der eigenen Phantasie geschaffenen verwebt. So ist auch auf seinen indischen Inseln der Weinstock zu Hause. (Rohde p. 223—224.) Euhemerus erzählte: *ὑπῆρχον ἄμπελοί τε πολλαὶ καὶ παντοδαπαί* (Diod. V, 43) und *τὴν δὲ χώραν ὅλην εἶναι καρποφόρον καὶ μάλιστα οἴνων παντοδαπῶν ἔχειν πλῆθος* (V, 45). Von anderen Autoren wird der Weinstock für Indien theils bestritten, theils bezeugt. Von später zu begründender Bedeutung für unsere Zwecke ist es, dass Megasthenes die Frage bejaht.

Megasth. fr. 1. Diod. II, 38: *τῆς παραθέσεως τῶν καρπῶν ἐπιμεληθέντα* (sc. *Διόνυσον*) *μεταδιδόναι τοῖς Ἰνδοῖς καὶ τὴν εὕρεσιν τοῦ οἴνου.*

Megasth. fr. 23. Arrian Ind. c. 7: *Διόνυσον δὲ ἐλθόντα... οἴνου δοτῆρα Ἰνδοῖς γενέσθαι κατάπερ Ἕλλησι.*

Megasth. fr. 40. Strabo XV, p. 711: *περὶ δὲ τῶν φιλοσόφων λέγων* (sc. *Μεγ.*) *τοὺς μὲν ὀρεινοὺς αὐτῶν φησιν ὑμνητὰς εἶναι τοῦ Διονίσου δεικνύντας τεκμήρια τὴν ἀγρίαν ἄμπελον παρὰ μόνοις αὐτοῖς φυομένην.*

Megasth. fr. 20. 21.

Aristobul. fr. 30. Strabo XV, p. 694: *ἐν δὲ τῇ Μουσικανοῦ καὶ σῖτον αὐτοφυῆ λέγει πυρῷ παραπλήσιον καὶ ἄμπελον ὥστ' οἰνοφορεῖν, τῶν ἄλλων ἄοινον λεγόντων τὴν Ἰνδικήν.*

Unter anderen mannigfachen Pflanzen wuchs auf der Insel des Jambulus in grosser Menge ein Rohr, das zahlreiche, den weissen Kichererbsen ganz ähnliche Früchte trug. Diese legte man in warmes Wasser, bis sie aufgequollen etwa die Grösse eines Taubeneies erreicht hatten.

Darauf zerrieb und zerknetete man dieselben und bildete mit grosser Geschicklichkeit Brod daraus, welches gebacken verzehrt wurde und

sich durch seine Süssigkeit auszeichnete. (Diod. II, 57. p. 210, 32—39.)

Hierzu bemerkt Lassen (Ind. Alterthumsk. III, 256): «Unter den Rohren, welche den Inselbewohnern ihre vorzüglichste Nahrung lieferten, muss ohne Zweifel die Sagopalme verstanden werden, welche mit einer einzigen Ausnahme die niedrigste aller Palmenarten ist und daher als ein Rohr bezeichnet werden könnte. Die Art der Zubereitung des Sagomehles von Jambulus stimmt im wesentlichen mit dem heutigen Verfahren überein. Das schleimige Mark der Palme wird zerstossen und mit Wasser gemischt; aus dem Mehle werden nachher Kuchen gebildet und diese in heissen Formen hart gemacht.»

Dagegen wendet sich Rohde (p. 234) mit vollstem Rechte. Denn erstlich: warum sollte Jambulus die Sagopalme, wenn er sie gekannt und gesehen hatte, ein Rohr und nicht vielmehr Palme genannt haben? Zweitens wird das Brod des Jambulus aus den erbsenartigen Früchten, nicht aber aus dem Marke der Pflanze bereitet. Endlich zeigt nach Wallace (der malayische Archipel II, 107—112 der Uebersetzung) die Gewinnung des Sagomehles keinerlei Aehnlichkeit mit der von Jambulus beschriebenen Weise der Brodbereitung.

Hat Rohde Lassen richtig zurückgewiesen, so hat doch auch er die so nahe gelegene und einfache Erklärung dessen, was Jambulus meint, nicht gegeben. Dass eine so genaue Schilderung der Pflanze und ihrer Früchte, sowie deren Verarbeitung zur Speise nicht aus der Luft gegriffene Fiction sein kann, erscheint nothwendig.

Was Jambulus im Sinne hatte, ergiebt sich aus dem Worte *κάλαμος*, welches dem indischen Kalama entspricht und demnach eine Art des çali bezeichnet.

Es ist der Reis, welcher im Wasser wächst und weisse Früchte trägt. Diese Früchte lassen sich an Grösse und Gestalt ungefähr mit Kichererbsen vergleichen; dass aus denselben eine Speise, sagen wir Brod oder Kuchen, was *ἄρτος* wohl zulässt, auf die angegebene Weise bereitet wurde und von süssem Geschmacke war, erscheint natürlich.

Der Reis war es, der die gewöhnlichste Speise der Inder bildete.

Aristobul. fr. 29. Strabo XV, p. 692: *τὴν δ' ὄρυζάν φησιν ὁ Ἀριστόβουλος ἑστάναι ἐν ὕδατι κλειστῷ, ὕψος δὲ τοῦ φυτοῦ τετράπηχυ, πολυσταχύ τε καὶ πολύκαρπον. θερίζεσθαι δὲ περὶ δύσιν Πληϊάδος καὶ πτίσσεσθαι ὡς τὰς ζειάς.*

Megasth. fr. 1. Diod. II, 36: *φύεται κατὰ τὴν Ἰνδικὴν πολλὴ μὲν κέγχρος, ἀρδευομένη τῇ τῶν ποταμίων ναμάτων δαψιλείᾳ, ... ἔτι δὲ ὄρυζα.*

Megasth. fr. 27. Strabo XV, p. 709: *πίνειν δ' ἀπ' ὀρύζης ἀντὶ κριθίνου συντιθέντας. καὶ σιτία δὲ τὸ πλέον ὄρυζαν εἶναι ῥοφητήν.*

Megasth. fr. 40. Strabo XV, p. 709: *ὀρύζῃ καὶ ἀλφίτοις τρεφομένοις.*

Megasth. fr. 28. Athen. VI, p. 513 D: *Μεγασθένης ἐν τῇ δευτέρᾳ τῶν Ἰνδικῶν τοῖς Ἰνδοῖς φησιν ἐν τῷ δείπνῳ παρατίθεσθαι ἑκάστῳ τράπεζαν, ταύτην εἶναι ὁμοίαν ταῖς ἐγγυθήκαις. καὶ ἐπιτίθεσθαι ἐπ' αὐτῇ τρυβλίον χρυσοῦν, εἰς ὃ ἐμβαλεῖν αὐτοὺς πρῶτον μὲν τὴν ὄρυζαν ἑφθήν, ὡς ἄν τις ἑψήσειε χόνδρον, ἔπειτα ὄψα πολλὰ κεχειρουργημένα ταῖς Ἰνδικαῖς σκευασίαις.*

Der Reis wurde also gekocht, wie man *χόνδρος* kochen würde, d. h. Weizengraupen. Eben dieser *χόνδρος*

wurde aber nicht minder zur Brodbereitung verwendet. So finden sich die Ausdrücke:

Archestrat. bei Athen. III, 112 a: *χονδρίλος ἄρτος.*
Athen. III, 115 d: *χονδρίτης ἄρτος.*
Athen. III, 119 c: *χονδρίτης ἄρτος* mit der Erklärung *ἐκ ζειῶν.*

Dass dieser *χόνδρος* zu diesem Behufe, ganz in der Weise unserer *Κάλαμος*-Frucht, zerrieben d. h. gemahlen wurde, beweist die Bezeichnung *χονδρο-κοπεῖον*, welche (z. B. Pollux III, 87. VII, 19) neben *χονδρο-κοπία* und *χονδρο-κόπιον* vorkommt.

Was in der oben aus Athenaeus ausgeschriebenen Stelle eine *ἐγγυθήκη* ist, erfahren wir durch Harpokration s. v. *ἐγγυθήκη*: *εἴη δ' ἂν σκεῦός τι πρὸς τὸ κρατῆρας ἢ λέβητας ἤ τι τοιούτων οὐκ ἀλλότριον ἐπικεῖσθαι ἐπιτήδειον, ὡς Καλλίξενός τε ἐν δ' περὶ Ἀλεξανδρείας ὑποσημαίνει καὶ Δαΐμαχος ὁ Πλαταιεὺς ἐν β' περὶ Ἰνδικῆς.*

Warum aber, so fragen wir, nennt Jambulus seine Pflanze nicht schlechtweg *ὄρυζα*, Reis? Vielleicht, weil er eine indische Quelle vor sich hatte und, wie gesagt, den Ausdruck kalama missverstand; vielleicht auch, weil er die Phantasie des Lesers lebhafter beschäftigen will, weil sein Reis von dem gewöhnlichen und bekannten verschieden als eine besondere Art, als etwas anderen Menschenkindern Versagtes aufgefasst werden soll. Dieser geheimnissvollen Natur der Pflanze würde die höchst seltsame Eigenschaft entsprechen, die Jambulus von ihr zu erzählen weiss.

cp. 59. p. 213, 40—44: *τοὺς δὲ καλάμους, ἐξ ὧν ὁ καρπὸς τῆς τροφῆς* (die Conjectur von Reiske: *ὁ καρπὸς εἰς τροφὴν* ist überflüssig) *γίγνεται, φασὶ στεφανιαίους ὄντας τὸ πάχος κατὰ τὰ τῆς σελήνης ἀναπληρώσεις ἀνα-*

πληροῦσθαι καὶ πάλιν κατὰ τὰς ἐλλατώσεις ἀνὰ λόγον ταπεινοῦσθαι.

Was heisst hier zunächst *στεφανιαίους ὄντας τὸ πάχος*? die richtige Erklärung gibt Wesseling: coronae orbem spissitudine aequantes. Es will also heissen: das Rohr hat eine solche Dicke, dass der Durchmesser des Querdurchschnittes dem eines Kranzes gleich ist — eines nach der Mondphase grösseren und kleineren Kranzes. Denn mit dem Zunehmen des Mondes ward das Rohr dicker und mit dem Abnehmen des Mondes dünner.

Rohde (p. 228 Anm. 1) führt eine Reihe von Gegenständen an, denen die griechische Paradoxographie ein Ab- oder Zunehmen mit dem Monde zuschrieb. So z. B. der Leber der Mäuse Antigon. mirab. 124, p. 31 Keller: *καὶ τὰ τῇ σελήνῃ συναυξανόμενά τε καὶ συμφθίνοντα, οἷον τὰ τῶν μυῶν ἥπατα. λέγεται γὰρ καὶ συμπληροῦσθαι καὶ συμφθίνειν καὶ συναύξεσθαι τῷ μηνί, διὸ καὶ παρὰ πολλοῖς ἐν παροιμίας εἰρῆσθαι μέρει ἐπὶ τῶν θαυμαστῶν τεράτων· μυῶν ἥπατα καὶ τὰ τῶν θαλαττίων δὲ ἐχίνων ᾠὰ ταὐτὸ πάσχειν.* Wie der geradezu sprichwörtlichen Mäuseleber erging es auch den Eiern der Seeigel.

Aelian de nat. an. II, 56: *μυὸς ἧπαρ, καὶ μάλα ἐκπληκτικῶς καὶ παραδόξως τῆς μὲν σελήνης αὐξανομένης λοβὸν* (i. e. Leberlappen) *ἑαυτῷ τινα ἐπιτίκτει, ὁσημέραι μέχρι διχομήνου* (i. e. Vollmond), *εἶτα αὖ πάλιν ὑπολήγει μειουμένου τοῦ μηνὸς τὸν ἴσον λοβὸν ὑπαφανίζον, ἔστ' ἂν εἰς ἓν σῶμα κατολισθῇ ἀνείδεον.*

Plut. II, p. 670 Schneider (von der Spitzmaus): *τίκτεσθαι αὐτὴν λέγουσιν ἐκ μυῶν πέμπτῃ γενεᾷ νουμηνίας οὔσης· ἔτι δὲ μειοῦσθαι τὸ ἧπαρ ἐν τοῖς ἀφανισμοῖς τῆς σελήνης.*

Die gleiche Eigenthümlichkeit zeigen gewisse Steine.

Apollonius mirab. 36, p. 52 Keller: *Σώτακος ἐν τῷ περὶ λίθων, ὁ Καρύστιος, φησίν, λεγόμενος λίθος .... κατὰ τὸ πανσέληνον αὔξεται καὶ πάλιν φθίνοντος τοῦ σεληνίου μειοῦται καὶ ὁ λίθος.*

Ja, sogar die Meeresenge von Sizilien hielt mit den Mondphasen Schritt. Antigon. mirab. 125, p. 31 K.: *φασὶν δὲ καὶ περὶ τὸν τῆς Ἰταλίας πορθμὸν φθίνειν καὶ πληροῦσθαι κατὰ τὴν μείωσιν τῆς σελήνης καὶ αὔξησιν.*

Am bekanntesten dürfte der Einfluss des Mondes auf die Austern sein. Horaz sat. II, 4, 30:

Lubrica nascentes implent conchylia lunae.

Dazu stimmt Plin. h. n. II, 41: lunari potestate ostrearum conchyliorumque et concharum omnium corpora augeri ac rursus minui. Quin et soricum fibras respondere in numero lunae exquisivere diligentiores, minumumque animal formicam sentire viris sideris interlunio semper cessantem. Quo turpior homini inscitia est fatenti praecipue jumentorum quorundam in oculis morbos cum luna increscere ac minui.

Höchst interessant ist Gellius n. A. XX, 8:

Annianus poëta in fundo suo, quem in agro Falisco possidebat, agitare erat solitus vindemiam hilare atque amoeniter. ad eos dies me et quosdam item alios familiares vocavit. ibi tum coenantibus nobis magnus ostrearum numerus Roma missus est. quae cum appositae fuissent et multae quidem, sed inuberes macraeque essent: Luna, inquit Annianus, nunc videlicet senescit; ea re ostrea quoque (sicuti quaedam alia) tenuis exsuctaque est. cum quaereremus, quae alia ita senescente luna tabescerent: nonne Lucilium, inquit, nostrum meministis dicere?

Luna alit ostrea et implet echinos, muribus fibras
Et pecui addit.

eadem autem ipsa, quae crescente luna gliscunt, deficiente contra luna defiunt. aelurorum quoque oculi ad easdem vices lunae aut ampliores fiunt aut minores. id etiam, inquit, multo mirandum est magis, quod apud Plutarchum in IV in Hesiodum commentario legi; caepe tum revirescit et congerminat decedente luna, contra autem inarescit adolescente. Die Zwiebel macht es also umgekehrt: sie grünt mit dem abnehmenden, sie vertrocknet mit dem zunehmenden Monde.

Unserer Nachricht des Jambulus nahe kommt Pseudo-Callisthenes II, 36, p. 88: Es fanden sich in Indien Bäume, welche mit dem Aufgange der Sonne wuchsen bis zu Mittag, ausgewachsen eine Stunde verblieben, und darauf hinwieder mit der niedersteigenden Sonne mehr und mehr bis zur Auflösung in ein Nichts dahinschwanden.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, dass sich bei Megasthenes (fr. 34) die Beziehung des Mondes zur indischen Pflanzenwelt nachweisen lässt. Plut. de fac. in luna c. 24, p. 988 B. (p. 1148 Didot.): *τὴν μὲν γὰρ Ἰνδικὴν ῥίζαν, ἥν φησι Μεγασθένης μήτ' ἐσθίοντας μήτε πίνοντας, ἀλλ' ἀστόμους ὄντας ὑποτύφειν καὶ θυμιᾶν καὶ τρέφεσθαι τῇ ὀσμῇ, πόθεν ἄν τις ἐκεῖ φυομένην λάβοι βρεχομένης τῆς σελήνης;*

Aber nicht nur für die Grösse, sondern auch für die Farbe kann der Mond verhängnissvoll werden. Nach Callisth. fr. 47 (Plut. de fluv. c. 6) lebt im Arar, einem Nebenflusse der Rhone, ein grosser Fisch, *Σκολόπιδος*, welcher bei wachsendem Monde weiss, bei abnehmendem Monde aber ganz schwarz ist. Doch genug solcher Beispiele.

Aus einer anderen Art Rohres bereiteten die Inselbewohner ihre Kleider. Das Rohr trug in

der Mitte eine weiche und glänzende Wolle. Diese Wolle verarbeiteten sie unter Beimengung einer aus zerstossenen Muscheln oder Austern gewonnenen Farbe zu wunderbar schönen, purpurfarbenen Kleidern. (cp. 59. p. 213, 19—24.)

Lassen (Ind. Alterthumsk. III, 257) denkt auch hier wieder an die Gomatipalme mit ihren «feinen Sommerflocken ähnlichen Geweben, deren viele nach China eingeführt und dort als Werg und Zunder gebraucht werden».

Doch sollte nicht eine andere Erklärung weit näher liegen? Jambulus hat offenbar irgend etwas von der Baumwollenstaude sei es gehört oder gelesen oder gesehen. Schon Herodot (III, 105) kennt diese Pflanze in Indien: *τὰ δὲ δένδρεα τὰ ἄγρια φέρει καρπὸν εἴρια καλλονῇ τε προφέροντα καὶ τῇ ἀρετῇ τῶν ἀπὸ τῶν ὀΐων καὶ οἱ Ἰνδοὶ ἀπὸ τούτων τῶν δένδρεων χρέονται.*

Die Baumwolle lieferte einen zu den feinsten Geweben geeigneten Stoff, und baumwollene Zeuge waren die allgemeine Tracht der Inder.

Aristobul. fr. 30. Strabo XV, p. 693: *καὶ τῶν ἐριοφόρων δένδρων φησὶν οὗτος τὸ ἄνθος ἔχειν πυρῆνα* (i. e. mit Kern). *ἐξαιρεθέντος δὲ τούτου ξαίνεσθαι τὸ λοιπὸν ὁμοίως ταῖς ἐρέαις.*

Nearch. fr. 8. Strabo XV, p. 693: *ἐκ τούτου δὲ* (sc. *τοῦ ἐρίου, ὃ δένδροις ἐπανθεῖ) Νέαρχός φησι τὰς εὐητρίους ὑφαίνεσθαι σινδόνας.*

Nearch. fr. 9. Arrian Ind. XVI, 1: *ἐσθῆτι δὲ Ἰνδοὶ λινέῃ χρέονται καθάπερ λέγει Νέαρχος, λίνου τοῦ ἀπὸ δένδρεων.*

Onesicr. fr. 22 a. Serv. ad Verg. Aen. I, 653: Onesicritus aït in India esse arbores, quae lanam ferant.

Man vergleiche auch Plin. h. n. XII, 10, 22: Juba circa fruticem lanugines esse tradit linteaque ea (sc. in Arabia) Indicis praestantiora, Arabiae autem arbores, ex quibus vestis faciant, cynas vocari, folio palmae simili. Sic Indos suae arbores vestiunt.

Pomp. Mela III, 7: India ... tam pinguis alicubi et tam feracis soli, ut in ea mella frondibus defluant, lanas silvae ferant ... lino alii vestiuntur aut lanis, quas diximus.

Dabei ist es natürlich klar, dass es Jambulus nur darum zu thun ist, wie das Brod, so auch den Kleidungsstoff von selbst wachsen und den Menschen sich darbieten zu lassen. Ebenso verständlich ist es, dass diese Kleider die geschätzteste Farbe des Purpurs tragen. Und nach bekannter griechischer Weise lässt Jambulus die Insel-Inder ihren Purpur aus der Purpurschnecke gewinnen.

Lucian ver. hist. II, 12 hat in den Worten *ἐσθῆτι δὲ χρῶνται ἀραχνίοις λεπτοῖς πορφυροῖς* vielleicht gerade diese unsere Stelle des Jambulus parodiert.

Wunderbar wie die Pflanzenwelt war die Thierwelt. Jambulus (cp. 59. p. 213, 24) zählte auf: *ζώων τε παρηλλαγμένας φύσεις καὶ διὰ τὸ παράδοξον ἀπιστουμένας.* Die Schilderung eines solchen Wundergeschöpfes giebt uns Diodor cp. 58. p. 211, 67—85.

Es existierte auf der Insel ein kleines Thier, das die seltsamste Körpergestaltung zeigte und sich durch die Heilkraft seines Blutes auszeichnete. Von Gestalt war das Thier rund und zumeist den Schildkröten ähnlich. Ueber den Rücken desselben liefen zwei lehmfarbige Linien in der Form des griechischen Buchstaben X. An den vier Endpunkten dieser sich kreuzenden Linien

befand sich je ein Auge und ein Mund. So sahen sie mit vier Augen und assen mit vier Munden. Gleichwohl aber gelangte die Speise nur in einen Magen, und desgleichen waren die Eingeweide und alle übrigen inneren Theile einfach. Rings um den Körper herum liefen zahlreiche Füsse, so dass sich das Thier nach jeder Richtung hin bewegen konnte. Das Blut desselben vermochte alle Wunden zu heilen und insbesondere jedes abgehauene Glied, wie z. B. eine Hand, sofern es nicht die Bedingung des Lebens selbst in sich trug, wieder an den Körper anzuleimen.

Auch Schlangen lebten auf der Insel, von gewaltiger Grösse; aber ungfährlich für die Menschen, lieferten sie vielmehr ein schmackhaftes und durch seine Süsse ausgezeichnetes Fleisch. (cp. 59. p. 213, 16—17.)

Das Tödten und Verzehren der Schlangen hat in der griechischen Fabulistik eine grosse Rolle gespielt. So wissen wir aus Photius epist. 55, 111, dass Timokles ein besonderes, bunt ausgemalt phantastisches Buch über die wundersamen und glücklichen Zustände eines Volkes der *'Οφιοκανῶν*, der Schlangentödter, geschrieben hatte. Desgleichen werden Ophiophagi in einem Winkel des rothen Meeres erwähnt von Pomp. Mela III, 8 und Plinius VI, 29, 169. (Rohde p. 219.)

Uebrigens erzählt Peschel (Völkerkunde p. 163), dass sowohl afrikanische wie australische Stämme thatsächlich Schlangen verzehren.

In eine eigenthümliche Beziehung zu dem Genusse von Schlangenfleisch sehen wir ein überlanges menschliches Leben gesetzt. Die Insulaner des Jambulus werden

150 Jahre alt (c. 57. p. 211, 49). Isigonus (Plin. h. n. VII, 2, 27) überliefert, dass die Bewohner des Berges Athos 140 Jahre alt werden, quia viperinis carnibus alantur. Das hohe Alter der Bewohner des Athos wird ausserdem bezeugt durch Pomp. Mela II, 2, durch Plin. h. n. IV, 10, 37 und Lucian Macrob. 5.

Die Bewohner der Insel unterschieden sich durchaus von denen griechischer Länder, während sie unter einander selbst in ihrer Körperbildung ganz ähnlich und über vier Ellen hoch waren. (cp. 56. p. 209, 85—89.)

Theopomp (Aelian v. h. III, 18) lässt die Bewohner seiner Meropis doppelt so gross, *διπλασίονας τὸ μέγεθος*, werden als gewöhnliche Sterbliche.

Nach Hekataeus (Aelian hist. an. XI, 1) sind die Priester des Apollo bei den Hyperboreern *ἑξαπήχεις τὸ μῆκος*.

Ctesias fr. 22: *λέγονται οἱ Σῆρες καὶ οἱ ἄνω Ἰνδοὶ μέγιστοι σφόδρα εἶναι τὰ σώματα, ὡς εὑρίσκεσθαι ἄνδρες τριςκαίδεκα πηχῶν τὸ μῆκος.*

Plin. h. n. VII, 2, 28: Onesicritus, quibus locis Indiae umbrae non sint, corpora hominum cubitorum quinum et binarum palmarum existere.

Plin. h. n. VII, 2, 22: Multos (Indos) quina cubita constat longitudine excedere.

Pomp. Mela III, 7: alii (Indi) ita proceri et corpore ingentes, ut elephantis etiam, et ibi maximis, sicut nos equis, facile atque habiliter utantur.

Diod. XVII, 91: Sopeithes, der König eines indischen Volkes, war *τέτταρας πήχεις ὑπεράγων*.

Eine übermenschliche Grösse wird den in Weltvergessenheit Glückseligen beigelegt, wie sie den Menschen

der Vorzeit zugeschrieben wurde. Letztere Vorstellung mag in den Funden übermässig grosser Knochen zwar nicht ihren Grund, doch ihre Stütze gefunden haben.

Phlegon mirab. 15: *οὐ χρὴ δὲ ἀπιστεῖν τῷ εἰρημένῳ, ἐπεὶ καὶ τῆς Αἰγύπτου Νιτρίαι εἰσὶ τόπος, ἐν αἷς δείκνυται σώματα οὐκ ἐλάττω τούτων, οὐ κεκρυμμένα γῇ ἀλλ' ἐμφανῆ ἀφειμένα, οὔτε συγκέχυται οὔτε συμπεφόρηται, ἀλλ' ἐν τάξει κεῖται, ὡς γνωρίσαι προςελθόντα τοῦτο μὲν μηρῶν ὀστᾶ, τοῦτο δὲ κνημῶν καὶ τῶν ἄλλων μελῶν. διὸ οὐ χρὴ οὐδὲ τούτοις ἀπιστεῖν ἐννοουμένους, ὅτι κατ' ἀρχὰς μὲν ἡ φύσις ἀκμάζουσα ἅπαντα ἐγγὺς θεῶν ἐκουροτρόφει, μαραινομένου δὲ τοῦ χρόνου συμμεμάρανται καὶ τὰ μεγέθη τῶν φύσεων.*

Phlegon mirab. 16: *καὶ τὰ ἐν Ῥόδῳ δὲ παρειλήφαμεν ὀστᾶ τηλικαῦτα τὸ μέγεθος, ὡς παραβαλλομένους τοὺς νῦν ἀνθρώπους πολὺ καταδεεστέρους εἶναι.*

Phlegon mirab. 17: *ὁ δὲ αὐτός φησιν πλησίον Ἀθηνῶν νῆσόν τινα εἶναι, ταύτην δὲ τοὺς Ἀθηναίους βούλεσθαι τειχίσαι, σκάπτοντας οὖν τοὺς θεμελίους τῶν τειχῶν εὑρεῖν σορὸν ἑκατῶν πηχῶν, ἐν ᾗ εἶναι σκελετὸν ἴσον τῇ σορῷ, ἐφ' ἧς ἐπιγεγράφθαι τάδε·*

τέθαμμ' ὁ Μακρόσιρις ἐν νήσῳ μικρᾷ
ἔτη βιώσας πεντάκις τὰ χίλια.

Entsprechend war ja auch der Götterwelt des Zeus das Geschlecht der Titanen und Giganten vorausgegangen.

Diod. II, 56. p. 209, 89—102: Die Knochen im Körper der Insulaner waren bis auf einen gewissen Grad biegsam, so jedoch, dass sie alsbald in ihre natürliche Haltung zurückschnellten, ganz ähnlich den *νευρώδεσι τόποις*. Gegenüber diesen *τόποις* aller Hssr. und Ausgaben findet sich im codex Venetus: *τόνοις*. Da *τόποις* unsäglich wenig besagt, *τόνοις* aber auf das treffendste dem Sinne entspricht und sich

mit *νευρώδεσι* sehr passend verbindet, so wird diese Lesart als die richtige einzusetzen sein. Der nahe liegende und sich unwillkürlich aufdrängende Schluss, *τόνοις* sei aus *εὐτονωτέρους* der folgenden Zeile eingedrungen und verderbt, ist also unzulässig. Vielmehr ist *εὐτονωτέρους* eine nachdrückliche Wiederholung, eine gewichtige Wiederaufnahme des Ausdruckes *τόνοις*. Es werden demnach die Gebeine verglichen mit sehnigen, nervigen, straff gespannten Muskeln.

Nicht von menschlichen Knochen, aber von den Zweigen indischer Bäume behauptet Megasthenes fr. 9 (Strabo XV, p. 693), dass sie *εὐκαμπεῖς* seien.

Der Körper selbst ist ausserordentlich (*καθ' ὑπερβολήν*) zart gebaut, gleichwohl aber von grösserer Kraft als derjenige der Hellenen. Haben sie mit ihrer Hand einmal etwas ergriffen, so ist es unmöglich, es ihnen zu entwinden. Sie tragen Haupthaare, Augenbrauen, Augenwimpern und einen Bart; dagegen sind alle übrigen Theile des Körpers so kahl, rein und glatt, dass auch nicht das leiseste Fleckchen sichtbar ist. Sie zeichnen sich sowohl durch grosse Schönheit als durch ein harmonisches Verhältniss der Umrisse des Körpers aus.

Ungleich seltsamer klingt Folgendes: *καὶ τὰ μὲν τῆς ἀκοῆς* (*ῥινός*: cd. Venet. Pares. Vat.) *τρήματα πολὺ τῶν παρ' ἡμῖν ἔχειν εὐρυχωρέστερα καὶ καθάπερ ἐπιγλωττίδας ἐκπεφυκέναι αὐτοῖς*. (cp. 56. p. 209, 102—104.)

Die Entscheidung für die eine oder andere der fraglichen Lesarten wird in erster Linie von dem Sinne der Worte abhängig sein. Was heissen dieselben? Wörtlich übersetzt Folgendes: Die Nasen- bezw. Ohrlöcher

sind viel weiter als bei uns, und es ist ihnen eine Art von Kehldeckel herausgewachsen.

Soweit ich sehe, haben die Worte bisher noch keine Erklärung gefunden.

Welche Vorstellung mochte Jambulus gehabt haben? Auf der Hand liegt, dass er diese Angabe nicht aus sich erfunden hat; ebenso gewiss ist es, dass wir keinen griechischen Zug in derselben vor uns haben.

Wir müssen also unsere Blicke nach Indien lenken und sehen, was über dortige Nasen oder Ohren fabuliert wurde.

Zu diesem Zwecke stelle ich Folgendes zusammen:

Megasth. fr. 33. Plin. h. n. VII, 2, 25: Megasthenes gentem inter Nomadas Indos narium loco foramina tantum habentem anguium modo loripedem vocari Scyritas. (loripes: *ἱματόπους*: qui pedes flaccidos, lentos, languidos et in ambulando tamquam lorum se torquentes habet, non firmos.)

Megasth. fr. 30. Strabo XV, p. 711: *ὑπερεκπίπτων δ' ἐπὶ τὸ μυθῶδες πενταςπιθάμους ἀνθρώπους λέγει καὶ τριςσπιθάμους, ὧν τινας ἀμύκτηρας, ἀναπνοὰς ἔχοντας μόνον δύο ὑπὲρ τοῦ στόματος .... ἀμύκτηρας εἶναι παμφάγους, ὠμοφάγους, ὀλιγοχρονίους, πρὸ γήρως θνήσκοντας .... Ἐνωτοκόττας ποδήρη τὰ ὦτα ἔχοντας ὡς ἐγκαθεύδειν — Μονομάττους δὲ ἄλλους ὦτα μὲν ἔχοντας κυνός.*

Ctes. Ind. fr. 31: *τὰ δὲ ὦτά φησι τηλικαῦτα ἔχειν ὥστε τοὺς βραχίονας αὐτῶν ὑπ' αὐτῶν καλύπτεσθαι μέχρι τῶν ἀγκώνων καὶ ὄπιθεν τὸν νῶτον ἅπαντα συγκαλύπτειν. τὸ δὲ οὖς τὸ ἕτερον τοῦ ἑτέρου θιγγάνει.*

Ctes. Ind. fr. 20: *ἐν τοῖςδε τοῖς ὄρεσι ... ἀνθρώπους βιοτεύειν κυνὸς ἔχοντας κεφαλήν.*

Megasth. fr. 30. Gell. IX, 4: esse in montibus terrae Indiae homines caninis capitibus.

Megasth. fr. 31. Plin. h. n. VII, 2, 14: genus hominum capitibus caninis.

Megasth. fr. 32: Solin. 52, 36: Megasthenes per diversos Indiae montes esse scribit nationes capitibus caninis.

Daraus gewinnen wir folgende Ergebnisse:

1) An der Stelle der Nase sind nur zwei Nasenlöcher über dem Munde vorhanden.
2) Bezüglich der Ohren sind zwei Versionen von einander zu scheiden:
   a) Die Ohren sind so lang, dass sie die Arme bis zu den Ellbogen und den ganzen Rücken bedecken.
   b) Die Ohren sind nicht die von Menschen, sondern Hunden.

Ehe wir nun zu der Frage übergehen, ob eine dieser Vorstellungen und welche für unsere Stelle in Betracht kommt, wird es nothwendig sein, den Begriff der ἐπιγλωττίς näher zu bestimmen. ἐπιγλωττίς ist der Kehldeckel, welcher den Kehlkopf verschliesst und das Eindringen von Speisen in die Luftröhre hindert. Wenn nun so eine Art (καθάπερ) von ἐπιγλωττίς für Nase oder Ohren in Anspruch genommen wird, so kann offenbar darunter nur etwas verstanden sein, was die Oeffnung schliesst und verdeckt. Daraus erhellt zunächst, dass die Lesart ἐκπεφυκέναι nicht passen will. Zu dem Begriffe ἐπιγλωττίς ist die paläographisch sehr leichte Aenderung ἐπιπεφυκέναι nothwendig.

Ist aber diese Conjectur richtig, so fällt die Lesart ῥινός dahin. Denn von einem Nasendeckel kann nicht

wohl die Rede sein, so wenig als die Vorstellung von τρήματα πολὺ εὐρυχωρέστερα für die Nase im Gesichte ansprechen kann.

Wählen wir demnach die hssrliche Lesart ὤτων, so haben wir unter der καθάπερ ἐπιγλωττίς einfach den Ohrlappen zu verstehen und erhalten die ὦτα κυνός, wie sie Megasthenes den Monophthalmoi zuschreibt.

Dass der Ausdruck ἐπιγλωττίς von Diodor-Jambulus schlecht gewählt ist, steht ausser Zweifel; aber es bot sich seinem Geiste gerade keine andere, treffendere Bezeichnung dar, und so behalf er sich mit einem καθάπερ «so ungefähr etwas wie, so etwas Aehnliches wie».

Von wesentlicher Beweiskraft erscheint endlich Folgendes.

Pollux (II, 106) vergleicht die Gestalt der ἐπιγλωττίς mit einem Epheublatte. Dazu reimt sich nun auffallend, dass Lucian, welcher (ver. hist. I, 16) die Bewohner des Sirius ἄνδρες κυνοπρόςωποι nennt, von den Mondbewohnern (I, 25) aussagt: τὰ ὦτα δὲ πλατάνων φύλλα ἐστὶν αὐτοῖς. Wenn, wie dies aus der Parodie des Lucian klar und deutlich hervorgeht, die griechische Fabulistik Platanenblätter zu menschlichen Hundeohren schuf, so sind auch für die Phantasie-Gestalten des Jambulus Klappohren in der ungefähren Gestalt eines Epheublattes nicht unangemessen.

Nicht minder wunderbar als bewunderungswürdig ist die Zunge unserer Inselbewohner. (cp. 56. p. 210, 4—18.)

Dieselbe besass eine Eigenthümlichkeit, welche theils von Natur angeboren war, theils durch sinnreiche Kunstübung weiter entwickelt wurde. Die Zunge war nämlich zum grösseren Theile von Natur zwiegespalten; den hinteren Theil

aber spalteten sie selbst obendrein, so dass dieselbe also bis zu der Wurzel gespalten war. Und darum besassen sie die grösste Mannigfaltigkeit der Stimmen; sie vermochten nicht nur jede menschliche Sprache und überhaupt articulierte Sprechweise wiederzugeben, sondern auch die Stimmen der Vögel in all' ihrer Verschiedenheit, kurz jeglichen Laut und Ton in seiner Eigenheit nachzuahmen. Sie konnten sich zu gleicher Zeit mit zwei Personen unterhalten, zu gleicher Zeit dem einen antworten und den anderen fragen, indem sie mit dem einen Zungenflügel sich mit diesem, mit dem anderen mit jenem unterhielten.

Auch diese Angabe soll offenbar die Insulaner als vollkommenste und (nicht zum wenigsten vom Standpunkte eines, um in den Worten des Lucian Tim. 13 zu reden, *ὑπ' ἀκριβέσι καὶ παμπονήροις παιδαγωγοῖς* der Grammatik Regeln mühsam erlernenden Gymnasiasten) glückseligste Wesen hinstellen.

Dass Jambulus aus sich auf eine solche eigenthümliche und fern liegende Vorstellung verfallen sei, ist nicht anzunehmen. Rohde (p. 229. Anm. 2) vergleicht damit eine Notiz in dem mittelalterlichen liber de monstris c. 43, p. 140 Berger: Est gens aliqua commixtae naturae in rubri maris insula, quam linguas omnium nationum loqui posse testantur. Dem linguas omnium nationum stellt sich *πᾶσαν ἀνθρωπίνην διάλεκτον* bei Diodor II, 56. p. 210, 10 allerdings zur Seite.

Die Doppelzunge, sowie die schon oben erwähnten runden, schildkrötenähnlichen Thiere erwähnt Tzetzes Chil. VII, 725 ff. Kiessling:

Ἰάμβουλος δὲ πάλιν
ἐν νήσοις Αἰθιόπων μὲν εὔσφαιρα ζῶα λέγει,
ἀνθρώπους τῶν διγλώσσων τε μιᾷ ῥοπῇ καὶ μόνῃ.
προςφθεγγομένους ἄλλοις τε καὶ ἄλλοις τῶν ἀνθρώπων.
ταῦτα καὶ ὁ Ἰάμβουλος καὶ ἕτερα μύρια.

Zu welchen Ungereimtheiten Lassen kommt, indem er die Angaben des Jambulus historisch verwerthen will, ergiebt sich deutlich aus folgendem Schlusse, den er (Ind. Alterthumsk. III, 260) zieht: «Da Jambulus' irgend einen Grund gehabt haben muss, um den Bewohnern der Insel eine unglaubliche Sprachfertigkeit und die Gabe anzudichten, alle Töne und Laute nachzuahmen, so vermuthe ich, dass bei einem Theile derselben zwei Sprachen herrschten.» Und zwar will Lassen in diesen zwei Sprachen die der Eingeborenen und die von Einwanderern erkennen. Einer Widerlegung wird diese Auffassung nicht bedürfen.

Von dem hohen Alter, welches die Insulaner erreichen, ist schon oben vorübergehend die Rede gewesen. Sie wurden bis 150 Jahre alt und dies zumeist ohne Krankheit. Diejenigen, welche lahm waren oder sonst ein körperliches Leiden hatten, wurden gezwungen, sich selbst zu tödten. (cp. 57. p. 211, 48—53.)

Auch war es Gesetz bei ihnen, nur bis zu bestimmten Jahren zu leben, *ἄχρι ἐτῶν ὡρισμένων*, d. h. nach dem Obigen natürlich bis 150 Jahren, nicht, wie Lassen (Ind. Alterthumsk. III, 259 Anm.) aus der Luft greift, zu 100 Jahren. Lassen's Missverständniss ist um so begreiflicher, als es cp. 58. p. 212, 96 ausdrücklich heisst: *ὅταν δ' ὁ πρῶτος τελέσας τὰ ἑκατὸν καὶ πεντήκοντα ἔτη κατὰ τὸν νόμον ἀπαλλάξῃ ἑαυτὸν τοῦ ζῆν.*

Hatten sie ihre Zeit erfüllt, so gaben sie sich selbst auf eine wundersame Weise den Tod. Es wuchs bei ihnen eine Pflanze von stark betäubendem Dufte; auf diese lagerten sie sich, versanken in Schlaf und gingen aus diesem, ohne es zu merken, schmerzlos in den Tod hinüber. (cp. 57. p. 211, 55—60.)

Die Verstorbenen wurden zur Zeit der Ebbe in den Meeressand verscharrt, so dass die zurückkehrende Flut mit ihrem Sandschwall die Grabesstätte höher und höher überschüttete. (cp. 59. p. 213, 38—40.)

Natur-Völkern wird ein hohes Alter beigelegt. Indische Sagen gaben den Uttara-Kurus 1000, ja 10,000 Lebensjahre. (Lassen, Zeitschr. f. d. K. d. Morgenl. II, p. 67.)

Megasth. fr. 30. Strabo XV, p. 711, lässt die Hyperboreer 1000 Jahre alt werden: χιλιετεῖς. Ebenderselbe fr. 25. Strabo XV, p. 702 giebt den Serern ein Alter von über 200 Jahren, welches ihnen Lucian Macrob. 5 auf 300 Jahre steigert.

Nach Herodot III, 23 bringen es die Aethiopen auf 120 Jahre und darüber. Ungefähr dieselbe Höhe des Alters, 140 Jahre, erkennt ihnen, den Serern und anderen solchen glückseligen Völkern Isigonus (Plin. h. n. VII, 2, 20) zu.

Wie oben aus Phlegon (mirab. 17) citiert worden ist, zählte ein 100 Ellen langer Mann auf einer Insel nahe bei Athen am Todestage laut Grabesinschrift 5000 Jahre.

Die Meropes des Theopomp (Aelian v. h. III, 18) erreichen ein doppelt so hohes Alter als sonstige Sterb-

liche: *χρόνον ζῆν αὐτοὺς οὐχ ὅσον ἡμεῖς, ἀλλὰ διπλοῦν.* Dabei sind sie stets gesund und kennen keine Krankheit: *διατελοῦσιν ὑγιεῖς καὶ ἄνοσοι.*

Den Indern werden von Onesicritus fr. 20 (Strabo XV, p. 701) 130 Jahre zugewiesen. Ebenso Plin. h. n. VII, 2, 28: Onesicritus (fr. 25) quibus in locis Indiae umbrae non sint corpora hominum ... vivere annos centum triginta nec senescere, sed ut medio aevo mori. Crates Pergamenus Indos, qui centenos annos excedant, Gymnetas appellat, non pauci Macrobios. Ctesias gentem ex his, quae appelletur Pandore in convallibus sitam annos ducenos vivere, in juventa candido capillo, qui in senectute nigrescat. Clitarch fr. 14.

Pseudo-Callisth. III, 12 legt dem Brahmanen die Worte in den Mund: *οὐδὲ ἀλγηδὼν ἡμῶν δαπανᾷ τὸ σῶμα, ἀλλ' ἔστιν ἡμῶν ἡ τροφὴ ὑγιείας φάρμακον.* Die naturgemässe Lebensweise bildet ihm also den Grund der steten Gesundheit.

Nach anderem Urtheile ist es das herrliche Klima, welches keine oder doch nur wenige Krankheiten auftreten lässt.

Nearch fr. 14. Arrian Ind. 15, 8: *οὐ πολλὰ δὲ ἐν Ἰνδοῖσι πάθεα γίνεται, ὅτι αἱ ὧραι συμμετροί εἰσιν αὐτόθι. Ἰνδῶν οὐδεὶς κεφαλαλγεῖ οὐδὲ ὀφθαλμιᾷ οὐδὲ ὀδονταλγεῖ οὐδὲ ἑλκοῦται τὸ στόμα οὐδὲ σηπεδόνα οὐδεμίαν ἴσχει.*

Damit deckt sich Plin. h. n. VII, 2, 22: non exspuere, non capitis aut dentium aut oculorum ullo dolore adfici, raro aliarum corporis partium, tam moderato solis vapore durari.

Die expositio totius mundi et gentium, eine lateinische Uebersetzung einer ursprünglich griechischen, um das Jahr 350 verfassten Schrift aus dem Orient, erzählt

eine der oben angegebenen ähnliche Todesart. (Müller, geogr. graec. min. II, p. 514.) Danach wohnt in einem Lande des fernsten Ostens ein Volk von glückseligen Menschen, welche ohne Krankheit ein hohes Alter erreichen. Naht der Tod, so legen sie sich auf einen Sarkophag aus wohlriechenden Substanzen nieder, grüssen ihre Freunde und sterben. (Rohde p. 240 Anm.)

Doch wir brauchen gar nicht in eine so späte Zeit hinaufzugehen.

Antigon. mirab. 121, p. 30 Keller: *Ἵππυς δὲ ὁ Ῥηγῖνος ... φησὶ τῆς Σικελίας ἐν Παλικίοις οἰκοδομηθῆναι τόπον, εἰς ὃν ὅστις ἂν εἰςέλθῃ, εἰ μὲν κατακλιθείη, ἀποθνήσκειν, εἰ δὲ περιπατοίη, οὐδὲν πάσχειν.*

Aehnlich Antigon. 152, p. 37, K.: *τὴν δὲ ἐν τοῖς Σαρμάταις λίμνην Ἡρακλείδην γράφειν, ὅτι οὐδὲν τῶν ὀρνέων ὑπεραίρειν, τὸ δὲ προςελθὸν ὑπὸ τῆς ὀσμῆς τελευτᾶν.* Antigon. 159. p. 38 K.

Timaeus fr. 28. Tzetzes ad Lykophr. 796: *ἐν τῇ νήσῳ Σαρδοῖ βοτάνη γίνεται ὁμοία σελίνῳ, ἧς οἱ γενόμενοι σπασμῷ κατεχόμενοι ἀκουσίως γελῶσι. καὶ οὕτως τελευτῶσιν.* Timaeus fr. 28.

Indessen auch hier lässt uns Megasthenes nicht im Stiche. Nach Plin. h. n. VII, 2, 25 äusserte sich dieser (fr. 33) über den indischen Volksstamm der Scyrithen: nullum iis cibum nullumque potum .... tantum radicum florumque varios odores et silvestrium malorum, quae secum portant longiore itinere, ne desit olfactus: graviore paulo odore haud difficulter exanimari. Plutarch de fac. in luna c. 24, p. 988 B.

Auf eben dieselbe Pflanze muss sich die z. Th. wörtlich übereinstimmende Stelle Plin. h. n. XXV, 13, 150 beziehen: gravetudinem adferunt etiam olfactu quamquam

mala in aliquis terris manduntur. nimio tamen odore obmutescunt ignari, potu quidem largiore etiam moriuntur. Da nun die letzteren Worte von der Mandragora gelten, so ist es also diese Pflanze, welche Megasthenes und nach ihm Jambulus im Auge haben. Dazu stimmt *ῥίζα*, da gerade die Wurzel der Mandragora, des Allraun, es ist, welche genossen eine Schlaf erregende Wirkung äussert. Diodor bezeichnet die Pflanze als eine *διφυῆ βοτάνην*. Rohde versteht dies von den beiden Arten der Mandragora, welche Plin. h. n. XXV, 13, 147 anführt: duo eius genera, candidus qui et mas, niger qui femina existumatur. (Ctesias Ind. 6: *εἶναι δὲ τῶν καλάμων καὶ ἄρρενας καὶ θηλείας*.) Oder sollte der Ausdruck nicht vielmehr mit der doppelspaltigen Gestalt der Wurzel, um die es sich in erster Linie handelt, in Zusammenhang zu bringen sein? so dass *διφυής* «zweifach» d. h. «gleichsam aus zwei, aus zweispaltiger Wurzel wachsend» heissen würde? In ähnlichem Sinne finden wir *διφυῆ* Aristot. part. anim. III, 5 gebraucht.

Dass die Mandragora eine Rolle gespielt hat, beweist Lucian, der (ver. hist. II, 33) auf der Insel der «Träume» einen ganzen Wald baumhoher Mohn- und Mandragorapflanzen wachsen lässt.

Auch die Wirkung der Mandragora war wohlbekannt:

Lucian Tim. 2. *καθάπερ ὑπὸ μανδραγόρα καθεύδειν* (d. h. im Todtenschlafe liegen).

Lucian Dem. enc. 36. *οἷον ἐκ μανδραγόρου καθεύδοντας*.

Xen. Symp. II, 24. *ὁ οἶνος τὰς λύπας ὥςπερ ὁ μανδραγόρας τοὺς ἀνθρώπους κοιμίζει*.

Plato rep. VI, 488 c. *μανδραγόρᾳ ἢ μέθῃ συμποδίσαντες.*

Theophr. de causis pl. VI, 4, 5: *θανατηφόροι καθάπερ ὁ μανδραγόρας.* Theophr. h. pl. IX, 9, 1.

Welche abergläubische Verehrung der Mandragora erwiesen wird, lehrt uns Theophr. h. pl. IX, 8, 8: *περιγράφειν δὲ καὶ τὸν μανδραγόραν εἰς τρὶς ξίφει, τέμνειν δὲ πρὸς ἑσπέραν βλέποντα, τὸν δὲ ἕτερον κύκλῳ περιορχεῖσθαι καὶ λέγειν ὡς πλεῖστα περὶ ἀφροδισίων.*

Bei alten und neueren Völkern weitverbreitet ist die Sitte, dass die Greise, Siechen und Gebrechlichen sich selbst den Tod geben oder getödtet werden.

Bei den Indern, so erzählt Onesicritus fr. 10 (Strabo XV, p. 716), gilt körperliches Leiden als grösste Schande. Derjenige, der krank wird, errichtet daher einen Scheiterhaufen und setzt sich auf denselben nieder, nachdem er sich zum letzten Male gesalbt hat. Darauf befiehlt er Feuer anzulegen und verbrennt ruhig.

Pomp. Mela III, 7: ubi senectus aut morbus incessit, procul a ceteris abeunt mortemque in solitudine nihil anxii exspectant. prudentiores et quibus ars studiumque sapientiae contingit, non exspectant eam, sed ingerendo semet ignibus laeti et cum gloria arcessunt.

Megasth. fr. 42. Strabo XV, p. 718: *Μεγασθένης δ' ἐν μὲν τοῖς φιλοσόφοις (Ἰνδῶν) οὐκ εἶναι δόγμα φησὶν ἑαυτοὺς ἐξάγειν. τοὺς δὲ ποιοῦντας τοῦτο νεανικοὺς κρίνεσθαι, τοὺς μὲν σκληροὺς τῇ φύσει φερομένους ἐπὶ πληγὴν ἢ κρημνόν, τούς δ' ἀπόνους ἐπὶ βυθόν, τοὺς δὲ πολυπόνους ἀπαγχομένους, τοὺς δὲ πυρώδεις εἰς πῦρ ὠθουμένους.*

Dagegen werden die Worte quidam proximi parentes, priusquam annis aut aegritudine in maciem eant, velut hostias caedunt caesorumque visceribus epulari fas et

maxime pium est auf einer irrthümlichen Verwechselung des Pomp. Mela beruhen und nicht auf die Inder bezogen werden dürfen. Vielmehr sind es die Massageten, für welche diese Sitte durch Herodot I, 216 bezeugt wird. Ist bei diesen einer alt und todeswürdig geworden, so kommen alle seine Angehörigen zusammen, um ihn und mit ihm etliches Kleinvieh opfernd zu schlachten. Dann kochen sie das Fleisch und halten einen Schmaus. Das gilt ihnen als höchstes Glück. Wer aber an einer Krankheit stirbt, den essen sie nicht auf, sondern begraben ihn und halten es für ein grosses Unglück, dass er nicht hat geopfert werden können. Nach Strabo XI, p. 513 werden die an einer Krankheit verstorbenen Massageten einfach zur Seite geworfen und als gottlose Menschen verachtet, die nicht mehr als von Hunden und wilden Thieren gefressen zu werden verdienen. *θάνατος δὲ νομίζεται παρ' αὐτοῖς ἄριστος, ὅταν γηράσαντες κατακοπῶσι μετὰ προβατείων κρεῶν καὶ ἀναμὶξ βρωθῶσιν.*

Bei den Derbiken (Aelian v. h. IV, 1. Strabo XI, p. 520) schlachten und verzehren die nächsten Verwandten die über 70 Jahre alten Greise. Die alten Weiber aber erwürgt und begräbt man. Alle die, welche vor ihrem 70. Geburtstage sterben, werden nicht gegessen, sondern begraben.

Von den Baktrern berichtet Onesicritus fr. 6 (Strabo XI, p. 517), dass sie die Altersschwachen und Kranken lebendigen Leibes den Hunden, die ihnen geradezu *ἐνταφιασταί* heissen, zum Frasse vorwerfen und dass innerhalb der Mauern der Stadt Baktra Alles voll Menschenknochen liege. Die Anwohner aber des kaspischen Meeres sperren die über 70 Jahre Alten ein und lassen sie verhungern.

Ueber die Tibarener cf. Porphyr. de abst. IV, 21; über die Skythen Sext. Emp. *ὑποτυπ.* III, 210.

In Griechenland selbst finden wir auf der Insel Keos den Brauch «unnützes» Alter durch Gift zu kürzen. Aelian v. h. III, 37: *νόμος ἐστὶ Κείων· οἱ πάνυ παρ' αὐτοῖς γεγηρακότες, ὥςπερ ἐπὶ ξενίᾳ παρακαλοῦντες ἑαυτοὺς ἢ ἐπί τινα ἑορταστικὴν θυσίαν συνελθόντες καὶ στεφανωσάμενοι πίνουσι κώνειον, ὅτι ἑαυτοῖς συνειδῶσιν, ὅτι πρὸς τὰ ἔργα τὰ τῇ πατρίδι λυσιτελοῦντα ἄχρηστοί εἰσιν, ὑποληρούσης ἤδη τι αὐτοῖς καὶ τῆς γνώμης διὰ τὸν χρόνον.*

Für Sardinien wird die grausame Sitte vielfach bezeugt, so von Timaeus fr. 28, 29 etc. Daselbst führen die Kinder die Eltern, wenn diese alt geworden sind und lange genug gelebt zu haben scheinen, an den Ort, wo sie dieselben begraben wollen, graben Gruben und setzen die zum Tode Bereiten an den äussersten Rand. Dann schlagen sie auf den Vater mit einem Holzscheit und stossen ihn in die Grube hinab. Die Greise aber erwarten den Tod freudig wie ein Glück und sterben unter Lachen und Heiterkeit. Nach anderer, etwas abweichender Angabe stürzen die Kinder lachend und mit Holzscheiten losschlagend die über 70 Jahre Alten über steile Bergwände und Felsen in die Tiefe.

Diesen Brauch eines gewaltsamen, vorzeitigen Todes haben die griechischen Fabulisten aufgegriffen. Wie bei den Insulanern des Jambulus finden wir ihn bei den Hyperboreern.

Pomp. Mela III, 5: ubi eos vitae satietas magis quam taedium cepit, hilares, redimiti sertis, semet ipsi in pelagus ex certa rupe praecipites dant.

Plin. h. n. IV, 12, 90: mors non nisi satietate

vitae, epulatis delibutoque senio luxu, e quadam rupe in mare salientium. hoc genus sepulturae beatissimum.

Weil es von allgemeinem Interesse sein dürfte, so wird ein kurzer Nachweis derselben harten Sitte auch in der germanischen Welt nicht unangebracht sein. Doch geben wir hier den Germanisten das Wort.

Weinhold (Altnordisches Leben p. 472) belehrt uns: «Viele, denen der ruhige Tod auf dem Strohe bevorstand, entzogen sich ihm durch freiwillige Tödtung. Denn der Selbstmord kam im germanischen Heidenthume häufig vor. Männer und Weiber tödteten sich aus Schmerz über das Sterben geliebter Angehöriger, wegen erlittener Vermögensverluste oder um einer verhassten Zukunft zu entgehen. In einer einsamen Gegend Gotenlands erhob sich ein hoher, steiler Fels, die Stammklippe; von dort stürzten sich aus der ganzen Umgegend Alle, welche das Alter belästigte oder denen sonst das Leben verbittert oder bedrängt ward; ohne alle Krankheit fuhren sie hin zu Odin. Jedenfalls haben viele solcher Klippen bestanden und wurden von den Greisen betreten, um von da in das Land neuer Jugend zu fahren; an eine Vernichtung des persönlichen Seins glaubte unser Heidenthum nicht.

«Neben diesem eigenen Abwerfen des schwer gewordenen Alters finden wir aber auch noch Reste der Sitte, dass kraft- und freundlose Greise von ihren Angehörigen dem Tode übergeben wurden. Man machte eine Grube, setzte sie hinein und liess sie umkommen. Es war dies ein Brauch, der nicht den Skandinaviern eigenthümlich war, sondern sich auch bei den Wenden, den Zigeunern und im nördlichen Deutschland als bestanden nachweisen lässt.»

Jakob Grimm (Deutsche Rechtsalterthümer p. 486 ff.): «Gautrekssaga cp. 1, 2 ed. ups. 1664. p. 8. 12 berichtet, wie sich die Bewohner einer an der Grenze Westgothlands abgelegenen Gegend, wenn sie lebensmüde wurden, von einem hohen Felsen, genannt aetternis stapi (Stamms-Fels) herabzustürzen pflegten.»

«Die Olafs Tryggvasonar saga cp. 226 enthält ausdrücklich, dass zur Zeit strenger Kälte und Hungersnot auf Island in offener Volksversammlung beschlossen wurde, alle greise, lahme und sieche Menschen aufzugeben und verhungern zu lassen.»

«Auch die Heruler tödteten ihre Greise und Kranke: *οὔτε γὰρ γηράσκουσιν οὔτε νοσοῦσιν αὐτοῖς βιοτεύειν ἐξῆν· ἀλλ' ἐπειδάν τις αὐτῶν ἢ γήρᾳ ἢ νόσῳ ἁλώῃ, ἐπαναγκές οἱ ἐγίνετο, τοὺς ξυγγενεῖς αἰτεῖσθαι, ὅτι τάχιστα ἐξ ἀνθρώπων αὐτὸν ἀφανίζειν· οἱ δὲ ξύλα πολλὰ ἐς μέγα τι ὕψος ξυννήσαντες, καθίσαντές τε τὸν ἄνθρωπον ἐν τῇ τῶν ξύλων ὑπερβολῇ, τῶν τινα Ἐρούλων, ἀλλότριον μέντοι, ξὺν ξιφιδίῳ παρ' αὐτὸν ἔπεμπον. ξυγγενῆ γὰρ αὐτῷ τὸν φονέα εἶναι οὐ θέμις. ἐπειδὰν δὲ αὐτοῖς ὁ τοῦ ξυγγενοῦς φονεὺς ἐπανήει, ξύμπαντα ἔκαιον αὐτίκα τὰ ξύλα, ἐκ τῶν ἐσχάτων ἀρξάμενοι. παυσαμένης δὲ αὐτοῖς τῆς φλογὸς, ξυλλέξαντες τὰ ὀστᾶ τὸ παραυτίκα τῇ γῇ ἔκρυπτον.* Procopius de bello goth. II, 14.»

«Spätere Spuren der Sitte, Alte und Kranke umzubringen, finden sich in Norddeutschland. Das bremer Wb. I, 267; II, 887 führt die Redensart an: duuk unner! di welt is di gram!, welche man an bejahrte Leute richtete; sie zielt auf ein Lebendigbegraben oder Ersäufen hin. Am Harz und in Westphalen geht sie gleichfalls im Schwang.»

«Ueber den wendischen Gebrauch in Wagrien hat

Zeiller epist. 529 folgende nähere Stelle: es ist ein ehrlicher Brauch im Wagerlande gleich wie in anderen Wendlanden gewesen, dass die Kinder ihre altbetagten Eltern, Blutfreunde und andere Verwandten, auch die so nicht mehr zum Kriege oder zur Arbeit dienstlich, ertödteten, darnach gekocht und gegessen oder lebendig begraben, derhalben sie ihre Freunde nicht haben alt werden lassen, auch die Alten selbst lieber sterben wollen, als dass sie in schwerem betrübtem Alter länger leben sollen. Dieser Brauch ist lange bei etlichen Wenden geblieben, insonderheit im Limburger-Lande.»

«Von den alten Preussen meldet Praetorius: Alte, schwache Eltern erschlug der Sohn; blinde, schielende, verwachsene Kinder tödtete der Vater durch Schwert, Wasser, Feuer; lahme, blinde Knechte hieng der Hausherr an Bäume, die er mit Gewalt zur Erde bog und dann zurückschnellen liess. Arme Kranke wurden unbefragt getödtet.»

«Neue Reisebeschreiber erzählen ähnliche Dinge von verschiedenen wilden Völkern, z. B. Ducreux von den nordamerikanischen: alte kraftlose Eltern werden von ihren Söhnen und auf selbsteigne Bitte getödtet, damit sie in eine bessere Welt gelangen mögen.»

«Die deutsche Geschichte kennt kein Beispiel, dass seit der Einführung des Christenthums abgelebten Eltern ein freiwilliger oder gewaltsamer Tod widerfahren wäre.»

Die Inselbewohner des Jambulus verehren als Götter den allumfassenden Himmel, die Sonne und überhaupt alle Gestirne (cp. 59. p. 213, 11—12).

An Festen und in Gebeten (hssr.: *ἐν εὐχαῖς*. Wesseling conjiciert *ἐν εὐωχίαις*: bei Gelagen) werden Hymnen und Loblieder zu den Göttern gesprochen

und gesungen (λέγεσθαι καὶ ᾄδεσθαι), zumeist aber zu der Sonne, in deren besonderen Schutz sie die Inseln und sich selbst stellen (cp. 59. p. 213, 35—37).

In gleicher Weise feiern die Hyperboreer den Sonnengott Apollo in Hymnen. Diod. II, 47: ὕμνους λέγειν τῷ θεῷ μετ' ᾠδῆς.

Und auch Euhemerus lässt seine Panchaeer die Stimme zu Ehren der Gottheit erheben. (Diod. V, 46.)

Aus dem Umstande, dass nächst dem Himmel die Sonne zumeist verehrt wurde, erkennt Lassen (Ind. Alterthumsk. III, 26) eine Verwandtschaft mit dem eigenthümlichen auf Java herrschenden Göttersysteme, in welchem Batâra Guru und nächst ihm der Sonnengott Sûrja an der Spitze stehen. Da aber die Entstehung des Gottes Batâra Guru sich nicht in die Zeit des Jambulus hinaufrücken lässt (Ind. Alterthumsk. II, 1054), so nimmt Lassen statt desselben den Vishnu als den von Jambulus bezeichneten Gott an, welcher durch eingewanderte Brahmanen den Insulanern zugeführt worden sei.

Aus dieser kühnen Hypothese folgert er mit immer erstaunlicherer Kühnheit (p. 261) weiter: «Daher werden die an den brahmanischen Gott Vishnu und die übrigen Götter gerichteten Gebete und Hymnen in der heiligen Sprache verfasst gewesen sein, und das Auftreten dieser Sprache neben der der Eingeborenen wird den Jambulus zu der Nachricht von ihrer wunderbaren Sprachfähigkeit veranlasst haben.»

Wie die kurzen Notizen des Diodor zu derartigen Schlüssen führen können, wird kein Unbefangener zu fassen vermögen. Was sagt denn eigentlich Jambulus? Nichts weiter als: sie verehren den Himmel, die Gestirne

und vor allen die Sonne. Eben dies ist doch aber die denkbar einfachste Form der Religion eines jeden Naturvolkes, in der gewisslich nichts spezifisch Javanisches enthalten ist. Eine solche Naturreligion von ursprünglicher und ungetrübter Reinheit, Verehrung und Anbetung des in unendlichen Höhen dem ahnungsvollen, furchtsamdemüthigen Geiste unbegreiflichen Himmelsgewölbes mit dem Wärmeglut strahlenden Tagesgestirne und den funkelnden Leuchten der Nacht, eignet sich trefflich für das urwüchsige, weltabgeschlossene Volk in seines frommen Herzens lauterster Einfalt.

Bezüglich der Verfassung unserer Insulaner hören wir Folgendes:

cp. 57. p. 210, 27—28: Sie leben *κατὰ συγγενείας καὶ συστήματα*, in Genossenschaften und Abtheilungen von höchstens je 400 Mitgliedern.

cp. 58. p. 212, 93—97: In einer jeden Abtheilung hat der Aelteste die Führerschaft, und ihm gehorchen Alle wie einem Könige. Wenn aber derselbe seine 150 Jahre erreicht hat und dem Gesetze gemäss aus dem Leben scheidet, so übernimmt der Nächstälteste die Führerschaft.

cp. 59. p. 213, 31—34: Abwechselnd dienen sie einander. Die Einen fingen Fische, Andere übten Handwerke oder Künste aus, Andere sorgten für sonstige nothwendige Bedürfnisse. Frei waren nur die schon allzu Alten (*τῶν ἤδη γεγηρακότων*: also nicht, wie Lassen versteht, die «Grossen»).

cp. 58. p. 211, 60—67: Eine Ehe gehen sie nicht ein. Die Frauen sind allen gemeinsam und folglich auch die Kinder, welche eben darum auch von Allen gleich viel geliebt werden. In frühester

Jugend werden die Kinder oftmals durch die Ammen vertauscht, damit nicht einmal die Mutter ihre eigenen Kinder kenne. Und, weil so kein Ehrgeiz unter ihnen aufkommt, leben sie ohne Aufruhr und in grösster Eintracht.

c. 58. p. 212, 85—93: In einer jeden Abtheilung wird ein grosser, von Natur wunderbarer Vogel gehalten, durch welchen sie die neugeborenen Kinder einer peinlichen Prüfung unterziehen. Sie heben nämlich das Kind auf den Rücken des Vogels und lassen es von demselben durch die Luft tragen. Besteht das Kind diese Luftreise, so ziehen sie es auf; wird es dagegen ängstlich und schwindelig, so werfen sie es weg, da es ja doch nicht lange am Leben bleiben werde und die erforderlichen Seelengaben nicht besitze.

Lassen (Ind. Alterthumsk. III, 264 ff.), von der Voraussetzung ausgehend, dass Jambulus historische Zustände vor Augen habe und schildere, versteht unter den *συστήματα* Kasten, da er ja die Kasteneintheilung als eine Grundlage indischer Verfassung nicht entbehren kann. Nicht am wenigsten grossartig zeigt sich auch hier Lassen's Unerschrockenheit. So p. 266: «Nichts widerspricht so sehr dem indischen Gesetze als ein Wechsel der Beschäftigung unter den Kasten, und ich trage daher kein Bedenken zu behaupten, dass bei Jambulus ein Missverständniss obgewaltet hat und nehme an, dass auf der besagten Insel die Kastenverfassung eingeführt worden war.» Oder p. 264: «Die Bestimmung, dass nur 400 Mitglieder in einen Verein zugelassen wurden, muss auf die Sippschaften zu beziehen sein, weil bei der Voraussetzung einer sehr geringen Bevölkerung der Insel

die grösseren Gemeinschaften aus mehr als 400 Mitgliedern bestanden haben müssen.» Oder p. 268: «Ein Missverständniss muss es auch sein, dass nur 400 Mitglieder zu einer Sippschaft zugelassen wurden, weil die Zahl von den in den verschiedenen Geschlechtern vorkommenden Geburten und Todesfällen abhängig sein musste.» So kommt Lassen p. 268 zu dem Resultate, dass die Angaben des Jambulus, welche sich auf die Verfassung beziehen, theils auf einem Missverständnisse beruhen, theils unklar, theils unwahrscheinlich, zumeist aber unglaublich seien.

Treffend und scharf hat darauf Rohde (p. 234) geantwortet: «Wer nicht durch eine irrthümlich vorgefasste Meinung verleitet die Angaben Diodors auf eine Kasteneintheilung zu deuten sich bemüht, der wird ohne Weiteres einsehen, dass bei ihm von gar keinen «Kasten» in eigentlichem Sinne, sondern einfach von Abtheilungen des gesammten Volkes in einzelne kleine, durch Gemeinschaft der Weiber und Kinder verbundene, durch Selbstregierung unter einem Aeltesten zusammengehaltene Genossenschaften die Rede ist. Nichts widerspricht freilich mehr dem Systeme der indischen Kasteneintheilung; aber ein Missverständniss ist nur auf Seite dessen, der eben diese Kasteneintheilung hier sucht.»

Eine gleiche Haltung nimmt Lassen gegenüber der Angabe betreffend das Verhältniss der Frauen und Kinder auf der Insel ein. «Was», sagt er p. 269, «Jambulus von dem Verhältnisse der Frauen und der Söhne berichtet hatte, ist einfach als eine Entstellung der Wahrheit zu verwerfen.»

Einleuchtend klar ist es, dass Jambulus die Idee der Frauen- und Kindergemeinschaft Plato's Idealstaate entnommen hat. Brandis II, 1, 518 ff.

Die Vollkommenheit des platonischen Staates soll in vollendeter Harmonie seiner Bestandtheile bestehen. Der Staat soll im Gegensatze zu aller Spaltung und Sonderung in durchgängiger Einheit bestehen; in dem wahren Staate soll Allen Alles gemein sein.

de republ. V, 462 b. IV, 422 e. 423 b.

de leg. III, 701 d. V, 739 c. VIII, 829 a: *δεῖ δὲ αὐτὴν* (sc. *τὴν πόλιν*) *καθάπερ ἕνα ἄνθρωπον εὖ ζῆν.* IV, 715 b: *ταύτας δήπου φαμὲν νῦν οὔτ᾽ εἶναι πολιτείας οὔτ᾽ ὀρθοὺς νόμους, ὅσοι μὴ συμπάσης τῆς πόλεως ἕνεκα τοῦ κοινοῦ ἐτέθησαν. οἳ δ᾽ ἕνεκα τινῶν, στασιωτείας, ἀλλ᾽ οὐ πολιτείας τούτους φαμέν.*

Um diese vollkommene Einheit zu verwirklichen, werden nicht nur die Eigenzwecke dem Gesammtzwecke, der Eigenwille dem Gesammtwillen, die eigene Glückseligkeit der Gesammtglückseligkeit untergeordnet, nicht nur Eigenthumsverhältnisse und Erwerb, Erziehung und Unterricht u. s. w. der Lenkung der obersten Staatsbehörde gänzlich anheimgestellt, sondern auch Ehe und Familienbande jenem Zwecke geopfert. So soll sich der Gatte der Ansprüche auf den dauernden Besitz einer Gattin und der Kinder begeben; soll sich begnügen, alle diejenigen, welche der Zeit der Geburt nach von ihm erzeugt sein könnten, als Kinder zu lieben und von ihnen als Vater geehrt zu werden; eben darum soll er nicht ermitteln können, welches der gleichzeitig geborenen Kinder das seinige sei. de republ. 457 c: *τὰς γυναῖκας ταύτας τῶν ἀνδρῶν τούτων πάντων πάσας εἶναι κοινάς, ἰδίᾳ δὲ μηδενὶ μηδεμίαν συνοικεῖν· καὶ τοὺς παῖδας αὖ κοινούς, καὶ μήτε γονέα ἔκγονον εἰδέναι τὸν αὐτοῦ μήτε παῖδα γονέα.* Und ebenso sollen (460 d) die Mütter bald dieses, bald jenes der neugeborenen Kinder nähren und

unter ihnen vielleicht nie oder doch nur zufällig und ohne es zu wissen das von ihnen geborene. So soll es auch dem Staate zustehen, unheilbar Erkrankten, sowohl Kindern als Erwachsenen die ärztliche Pflege zu entziehen, die nur ihr Leben zu fristen vermöchte, ohne ihnen gesunde Kraft wieder zu geben. de republ. III, 405 c. 406 c. IV, 426 a.

Die Parodie des Lucian ver. hist. II, 19: *μίσγονται μὲν ἀναφανδὸν πάντων ὁρώντων καὶ οὐδαμῶς τοῦτο αἰσχρὸν αὐτοῖς δοκεῖ ... αἱ δὲ γυναῖκές εἰσι πᾶσι κοιναὶ καὶ οὐδεὶς φθονεῖ τῷ πλησίον* findet ihre Beziehung auf diese Forderung des Plato und ihre verschiedenen Nachbeter.

Strabo XI, p. 513 sagt von den Massageten: *γαμεῖ δὲ ἕκαστος μίαν, χρῶνται δὲ καὶ ταῖς ἀλλήλων οὐκ ἀφανῶς, ὁ δὲ μιγνύμενος τῇ ἀλλοτρίᾳ τὴν φαρέτραν ἐξαρτήσας ἐκ τῆς ἁμάξης φανερῶς μίγνυται.*

Nic. Damasc. fr. 123 von den Skythen: *κοινὰ ἔχοντες τά τε κτήματα καὶ τὰς γυναῖκας, ὥστε τοὺς μὲν πρεσβυτέρους αὐτῶν πατέρας ὀνομάζειν, τοὺς δὲ νέους παῖδας, τοὺς δὲ ἥλικας ἀδελφούς.*

Aus dem Lande des Taxiles erzählt Aristobulus fr. 34. Strabo XV, p. 714: *πλείους ἔχειν γυναῖκας κοινὸν καὶ ἄλλων.*

Bekannt ist die Sitte des griechischen Alterthums, schwächliche Kinder auszusetzen. Nach der Geburt eines Kindes hatte der Vater die Wahl, das Kind auszusetzen oder aufzuziehen. Hatte er es einmal aufgenommen, so konnte er es weder verkaufen noch verstossen noch enterben noch tödten. Von dem Missgeschicke der Aussetzung wurden besonders Mädchen betroffen, da viele Töchter zu haben als Unglück galt. In Athen war die Aussetzung gesetzlich weder erlaubt noch verboten, aber

in Praxis; in Sparta war die Aussetzung schwächlicher Kinder geradezu geboten; nur in Theben war jede Aussetzung untersagt.

Derselbe Brauch wird für Indien bezeugt.

Onesicritus fr. 18. Strabo XV, p. 699 erzählt von dem indischen Volksstamme der Kathaeer: *γενόμενόν τε παιδίον μετὰ δίμηνον κρίνεσθαι δημοσίᾳ πότερον ἔχει τὴν εὔνομον μορφὴν καὶ τοῦ ζῆν ἀξίαν ἢ οὔ. κριθέντα δ' ὑπὸ τοῦ ἀποδειχθέντος ἄρχοντος ζῆν ἢ θανατοῦσθαι.* Schönheit entscheidet über Leben oder Tod des 2 Monate alten Kindes.

Eine Kraftprobe dagegen, wie sie Jambulus anstellen lässt, können wir sonst nicht nachweisen. Etwa vergleichen lässt sich, was Weinhold aus «Altnordischem Leben» (p. 260) berichtet:

«Nachdem die Mutter des Kindes genesen war, musste der Vater entscheiden, ob das neugeborene am Leben bleiben sollte. Das Kind ward vom Boden aufgehoben, dem Vater gebracht und in seinen Schoss gelegt. Aelter aber ist der Brauch, dass der Vater entscheidet, ob es vom Boden aufzunehmen sei. Dabei scheint zuweilen eine Kraftprobe stattgefunden zu haben; Wikinger wenigstens streckten ihren Knäblein den Spiess hin, und griffen sie darnach, so nahmen sie dieselben auf. Weil Oelver, ein gewaltiger Wikinger, diesem Brauche nicht folgte, erhielt er den Spitznamen Kindermann (Barnakal). Missgeburten wurden sofort getödtet; schwächliche, verwaiste und solche, die der Gemeine zur Last fallen würden oder die für die Familie ein zu starker Zuwachs oder eine Bürde waren, Mädchen ferner in knabenlosen Häusern nahm der Vater nicht auf. Das Kind, das hinausgetragen werden sollte, übergab man entweder einem raschen Tode durch Ertränken

oder lebendig Begraben; oder, was häufiger geschah, man legte es in den Wald und überliess es dem Verschmachten oder den wilden Thieren oder dem Zufall, ob Jemand es finde und aufnehme.»

Die Gesammtbevölkerung der Insel des Jambulus zerfällt also in Abtheilungen von höchstens 400 Mitgliedern. Eine solche Abtheilung bildet ein geschlossenes Ganzes, in welchem Frauen und Kinder gemeinsam sind. Sie leben auf blumigen Wiesen (Diod. II, 57: *ἐν τοῖς λειμῶσιν*), während das Land Alles von selbst darbietet, was sie zur Nahrung bedürfen.

Megasth. fr. 35. Arrian Ind. 11: *γυμνοὶ διαιτῶνται οἱ σοφισταὶ τοῦ μὲν χειμῶνος ὑπαίθριοι ἐν τῷ ἡλίῳ, τοῦ δὲ θέρεος, ἐπὴν ὁ ἥλιος κατέχῃ, ἐν τοῖσι λειμῶσι καὶ τοῖσι ἕλεσιν ὑπὸ δένδρεσι μεγάλοισιν.*

Aber (II, 59 init.) obgleich ihnen Alles, was immer sie wünschen, zu Gebote steht, so geben sie sich doch nicht im Uebermasse dem Genusse hin, sondern üben Einfachheit und Mässigkeit. Sie essen das Fleisch gekocht oder gebraten, aber ohne Gewürz und ohne irgend welche Kochkünsteleien zubereitet. Meer und Land liefert ihnen Fleisch zur Genüge; sie fangen Fische und machen Jagd auf Vögel. Dass sie auch Schlangenfleisch nicht verschmähten, dass sie eine Art Brod oder Kuchen aus Reis herstellten und dem Obste zusprachen, ist schon oben ausgeführt worden. Alles hat seine bestimmte Ordnung. (II, 59. p. 213, 26—30.) So essen sie nicht alle zusammen; so ist für die einzelnen Tage je eine bestimmte Speise festgesetzt, etwa für den einen Tag: Fische, für den anderen: Vögel, für den nächsten Tag: Pflanzen-

speise, bald Oliven, bald einfachstes Gemüse, bald dieses, bald jenes.

Unverkennbar ist die Uebereinstimmung mit Megasthenes fr. 17. Strabo XV, p. 709: *εὐτελεῖς δὲ κατὰ τὴν δίαιταν οἱ Ἰνδοὶ πάντες ... οὐδ' ὄχλῳ περιττῷ χαίρουσι, διόπερ εὐκοσμοῦσι ... εὖ πράττειν δ' ὅμως διὰ τὴν ἁπλότητα καὶ τὴν εὐτέλειαν. ταῦτα μὲν* (d. i. das vorher Gesagte) *σωφρονικά. τἄλλ' οὐδ' ἄν τις ἀποδέξαιτο. τὸ μόνους διαιτᾶσθαι ἀεὶ καὶ τὸ μὴ μίαν εἶναι ὥραν κοινὴν δείπνου τε καὶ ἀρίστου, ἀλλ' ὅπως ἑκάστῳ φίλον. πρὸς γὰρ τὸ κοινωνικὸν καὶ τὸν πολιτικὸν βίον ἐκείνως κρεῖττον.*

Bei Diod. II, 35 rühmt derselbe Megasthenes die Menge der Vögel in Indien.

Den Reichthum an Fischen hat unsere Insel mit derjenigen der Phönizier im westlichen Meere gemeinsam. Diod. V, 19: *καὶ γὰρ ἰχθύων ἔχει πλῆθος ἡ θάλαττα διὰ τὸ φύσει τὸν Ὠκεανὸν πανταχῇ πληθύειν παντοδαπῶν ἰχθύων.* (cf. II, 59: *ἰχθύων δὲ παντοδαπῶν πλῆθος ἁλιεύοντες.*)

Auch diese Angabe über die Ernährungsweise hat Lassen (p. 269) in willkürlichster Weise verdreht. Da er den nach seiner Ansicht auf die Insel eingewanderten Brahmanen keine Fleischspeise zutrauen darf, so hilft er sich in der Weise, dass der «ungenaue» Diodor zwei verschiedene Angaben des Jambulus zu einer vermengt habe. Jambulus habe nämlich berichtet, «dass an bestimmten Tagen, etwa bei Festen, gewisse Speisen vorgeschrieben waren, und dass bei den Kasten je nach ihren Beschäftigungen eine besondere Gattung von Speisen durch altes, später durch Gesetz bestätigtes Herkommen vorherrschend gebräuchlich war, nämlich bei den indischen Ansiedlern und den einheimischen Landbauern Speisen

aus den Erzeugnissen der Pflanzenwelt, bei den Vogelfängern das Fleisch der von ihnen gefangenen Vögel und bei den Fischern die Fische.»

Da wir schon oben die Kasten und Brahmanen zurückgewiesen haben, so bricht auch diese letztere Hypothese von Lassen zusammen, Es liegt hier lediglich Fiction des Jambulus vor. Und Grund und Zweck seiner fingierten Angaben sind unschwer zu erkennen. Ein glückseliges Land muss natürlich Alles, was des Menschen Herz begehrt, in Hülle und Fülle von selbst hervorbringen; andrerseits aber dürfen die Bewohner sich keinem Genussleben und keiner Ueppigkeit hingeben, da ja gerade das durch Einfachheit und Sittlichkeit so glückliche Naturvolk in Gegensatz zu dem in Schwelgerei versunkenen und im Luxusleben untergegangenen Culturvolke in Gegensatz gestellt werden soll.

Eine der schwierigsten Fragen betrifft die Schrift, welche Jambulus den Insulanern zuschreibt.

Diod. II, 57. p. 211, 45—47: *γράμμασι δὲ αὐτοὺς χρῆσθαι κατὰ μὲν τὴν δύναμιν τῶν σημαινόντων εἴκοσι καὶ ὀκτὼ τὸν ἀριθμόν, κατὰ δὲ τοὺς χαρακτῆρας ἑπτά, ὧν ἕκαστον τετραχῶς μετασχηματίζεσθαι.*

II, 57. p. 211, 53—55: *γράφους δὲ τοὺς στίχους οὐκ εἰς τὸ πλάγιον ἐκτείνοντες ὥςπερ ἡμεῖς, ἀλλὰ ἄνωθεν κάτω καταγράφοντες εἰς ὀρθόν.*

Die Erklärungsversuche dieser Worte lauten verschieden.

Jacquet (Nouveau journal asiatique VIII, p. 20—30) vertritt die Ansicht: *χαρακτῆρες* sind die Consonanten, *σημαίνοντα* die zu diesem hinzugefügten Vocalisierungszeichen, und so ergeben sich 28 Buchstaben.

Ebenso denkt Lassen (Ind. Alterthumsk. II, 1059): «Das Alphabet enthielt 28 Schriftzeichen, unter welchem Ausdrucke mit Vocalzeichen versehene Consonanten zu verstehen sind; diese bildeten 7 Classen, welche durch ihre verschiedenartige Vocalisierung entstanden.»

Aber niemals bedeuten χαρακτῆρες Consonanten, nirgends enthalten die angeführten griechischen Worte auch nur die leiseste Andeutung von Vocalisierungszeichen.

Anders urtheilt Rohde (p. 238): «Die Insulaner wussten die sämmtlichen Laute (στοιχεῖα) ihrer Sprache zu bezeichnen durch 7 Buchstaben (χαρακτῆρες, γράμματα), da alle übrigen Laute als blosse Modificationen jener 7 sich durch leichte μετασχηματισμοί jener 7 Buchstaben bezeichnen liessen.»

Allein die Unterscheidung zwischen Lauten und Lautmodificationen ist allzu fein und durchdacht, als dass sie für unser Völkchen angenommen werden dürfte. Je einfacher und äusserlicher, desto treffender wird die Erklärung der Stelle sein.

Jambulus schrieb den Insulanern ein Alphabet von 28 Buchstaben zu. Diesem Alphabete lagen 7 χαρακτῆρες, d. h. Hauptzeichen, zu Grunde. Durch eine vierfache, grössere oder geringere, Veränderung eines jeden dieser 7 Grundzeichen wurde das volle Alphabet gebildet. Die Inselbewohner hatten in dem Bedürfnisse, ihre Worte durch die Schrift zu fixieren, ihr Alphabet in der Weise geschaffen, dass sie 7 von einander wesentlich verschiedene Zeichen für 7 verschiedene Buchstaben festsetzten, und dass sie aus denselben durch diese oder jene Variation alle übrigen nothwendigen Schriftzeichen gestalteten.

Eine solche Angabe passt für die Schilderung eines in Weltabgeschiedenheit auf sich selbst angewiesenen,

unter den einfachsten Verhältnissen sich selbst genügenden Naturvolkes. Warum Jambulus gerade 7 *χαρακτῆρες* gewählt hat, ist schwer zu entziffern. Es mag, wie Rohde vermuthet, der Fall sein, dass er in der Zahl 7 herkömmlicher Weise «eine besondere Heiligkeit» gesehen hat. Mit den 7 Grundzeichen war aber für die Erstellung eines ungefähren Alphabetes die Zahl (3 oder) 4 als Multiplicator gegeben.

Was die Schreibweise von oben nach unten anbelangt, so hat Jaquet (p. 16) dieselbe daraus erklären wollen, dass bei dem Lesen der auf länglichen Bambus geschriebenen Handschriften diese nicht in horizontaler, sondern vertikaler Richtung gehalten worden seien. Wahrscheinlich hat Jambulus diese oder eine ähnliche Nachricht in einer seiner Quellen gefunden und um ihrer Absonderlichkeit willen für sein Wunderland in Anspruch genommen.

Wenn endlich Jambulus (cp. 57. p. 211, 43) erzählte: *ὑπάρχειν δὲ παρ' αὐτοῖς καὶ παιδείας πάσης ἐπιμέλειαν, μάλιστα δὲ ἀστρολογίας*, so wollte er die Anforderungen gewisslich nicht gar zu hoch hinaufschrauben. Zum Begriffe nicht nur eines glücklichen Lebens, sondern des menschlichen Daseins überhaupt gehört für den Griechen eine gewisse geistige Regsamkeit. Warum Jambulus die Astrologie hervorkehrt, ist leicht ersichtlich. Wurden Himmel, Sonne und Sterne als Götter verehrt, so mussten sie in erster Linie der Menschen Sinnen und Denken auf sich lenken.

Da Lassen die Erzählung des Jambulus in der Hauptsache für historisch hält, so erwächst ihm die Aufgabe, die fragliche, behandelte Insel der Südsee zu entdecken. Er entscheidet sich (Ind. Alterthumsk. III, p. 253–271) für

die in geringer Entfernung östlich von Java gelegene Insel Bali, und zwar aus 3 Gründen:

1) Nur auf Bali und Java läst sich das indische Kastensystem nachweisen. Die Grössebestimmung von 5000 Stadien ist zu gering für Java, zu hoch für Bali. Doch ist bei letzterer Insel der Unterschied weniger gross.

   Aber von einem Kastensysteme ist ja, wie oben dargethan, bei Jambulus gar keine Rede.

2) Die Sagopalme findet sich nicht im Westen der Ostküste von Borneo, also nicht auf Java. Bali aber hat dieselbe östliche Länge wie das östliche Borneo.

   Doch von einer Sagopalme phantasiert nur Lassen, nicht Jambulus.

3) Ein flüchtiger Blick auf die Karte des indischen Archipels zeigt, dass unter den 7 Inseln nur Java, Bali, Lombock, Sumbava, Flores, Celebes und Borneo gemeint sein können.

Dagegen bemerkt Rohde (p. 235) richtig, dass die Karte ebenso gut und besser eine beliebige andere Auswahl gestattet. Ueberdies will die Angabe des Diodor auf die von Lassen gewählten Inseln keineswegs passen. Die Inseln des Jambulus sind gleich gross und gleich weit von einander entfernt. Kein Verständiger aber wird Bali mit Java oder Celebes oder Borneo an Grösse vergleichen.

Nach diesen längeren Ausführungen werden wir das Resultat für gewonnen erachten dürfen, dass Jambulus eine bestimmte Insel überhaupt nicht vor Augen gehabt hat, dass sein Bericht reinste poetische Fiction ist, zu welcher er passend scheinende Züge

aus seinen Quellen entlehnt und mit eigener Phantastik überwuchert.

Da Jambulus das Land der Glückseligkeit auf eine Insel des indischen Meeres verlegt, so musste er für seine Schilderung sich naturgemäss zunächst auf die Berichte der Schriftsteller über das als Paradies gepriesene, glücklich-herrliche Ceylon hingewiesen sehen.

Und so tritt uns in der Utopie des Jambulus eine Reihe von Zügen entgegen, die nach Taprobane (Ceylon) führen.

Nach der Berechnung des Onesicritus (fr. 13) beträgt der Umfang von Ceylon 5000 Stadien, und in gleicher Grösse will Jambulus seine Insel gedacht wissen.

Strabo XV, p. 691: *περὶ τῆς Ταπροβάνης 'Ονησίκριτός φησι μέγεθος μὲν εἶναι πεντακιςχιλίων σταδίων.*

Die Bewohner von Ceylon wachsen ungewöhnlich hoch und werden ohne Erkrankungen 150 Jahre alt.

Plin. h. n. VI, 22, 91: vitam hominum centum annis modicam. haec comperta de Taprobane.

Plin. h. n. VII, 2, 30 nach Artemidorus: in Taprobane insula longissimam vitam sine ullo corporis languore traduci.

Mart. Cap. VI, § 697: de Taprobanae indigenis: homines ibi corpore grandiores ultra hominum mensuram.

Palladius bei Pseudo-Callisth. III, 7: *ἔνθα* (in Taprob.) *εἰσὶν οἱ λεγόμενοι Μακρόβιοι. ζῶσι γὰρ εἰς τὴν νῆσον ἐκείνην καὶ ἕως ἑκατὸν πεντήκοντα ἐτῶν οἱ γέροντες δι' ὑπερβολὴν τῆς τῶν ἀέρων εὐκρασίας.*

Auf Ceylon ist ewig Frühling und Sommer. Zu gleicher Zeit finden sich Blüthen, reifende und reife Früchte. Obst, Reis, Fische und Jagdbeute bilden die Nahrung der Bewohner.

Palladius bei Pseudo-Callisth. III, 8: *ὡς δὲ διηγοῦντο αὐτῷ οἱ ἐκεῖθεν, οὐδέποτε ὀπώρα λείπει ἐν τοῖς τόποις ἐκείνοις. ἐν τῷ αὐτῷ γὰρ ὃς μὲν ἀνθεῖ κλών, ὃς δὲ ὀμφακίζει, ὃς δὲ τρυγᾶται .... ζῶσι δὲ οἱ οἰκήτορες τοῦ τόπου ἐκείνου γάλακτι καὶ ὀρύζῃ καὶ ὀπώρᾳ.* (cf. Diod. II, 56 extr.: *καὶ τὰς ὀπώρας δὲ παρ' αὐτοῖς ὅλον τὸν ἐνιαυτὸν ἀκμάζειν.*)

Plin. h. n. VI, 22, 91: pomis abundare, esse in piscatu voluptatem, testudinum maxime, quarum superficie familias habitantium contegi; tanta reperiri magnitudine.

Wird aber die reiche Fülle von Schildkröten wunderbarster Gestalten von der Insel gerühmt, so wird auch die oben beschriebene Schildkröte des Jambulus daselbst ihre Heimat zu finden haben, und wir begreifen, warum einer solchen besondere Erwähnung gethan wird.

Zu Königen oder Vorstehern werden die Aeltesten gewählt.

Plin. h. n. VI, 22, 89: eligi regem a populo senecta.

Das Nordgestirn bleibt auf Ceylon unsichtbar.

Plin. h. n. VI, 22, 83: septentrio non cernitur.

Plin. h. n. VI, 22, 87: septentriones vergiliasque apud nos veluti novo coelo (sc. legati ex insula advecti) mirabantur.

Diese und vielleicht viele andere nicht mehr nachweisbare Züge lassen sich auf Ceylon beziehen. Was aber die Herrlichkeit dieser Insel nicht zu bieten vermochte, das suchte und fand Jambulus in dem weiten Wunderlande Indien selbst. Und alle diese aus der indischen Welt gesammelten Bausteine hat des griechischen Künstlers Hand mit griechischem Mörtel zu einem von griechischem Geiste durchhauchten griechischen Baue geschaffen.

So werden wir als Quellen des Jambulus zu verzeichnen haben:

1) Griechische Schriftsteller über Indien. Vor allen ist es Megasthenes (cf. fr. 1. 9. 23. 25. 26. 27. 28. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 40. 42), der weitaus in erster Linie in Betracht kommt. Neben Megasthenes sind Onesicritus (cf. fr. 10. 13. 18. 22a. 24. 24a. 25. 26), vielleicht auch Nearch (cf. fr. 2. 8. 9. 14. 22), Klitarch (fr. 10. 14) und Aristobulus (fr. 29. 30) zu nennen.

   Ausserdem aber werden dem Jambulus, der sich selbst rühmte, von früher Jugend auf der Bildung eifrig beflissen zu sein, vielfache andere Werke zur Verfügung gestanden sein, die er gelesen und für seinen Zweck ausgenutzt hat.

2) Griechische Schriftsteller verwandter Geistesrichtung. Dazu gehören Hekataeus, Theopomp, Euhemerus, Plato u. a. Hierher sind auch die Berichte über die phönizische Insel des Westens zu rechnen.

3) Dass Jambulus Indien selbst besucht oder dass er indische Schriftsteller benutzt hat, ist möglich, doch nicht wahrscheinlich. Dagegen wird er den zum guten Theil wohl übertreibenden Erzählungen redelustiger Reisender und Kaufleute gelauscht und aus denselben mancherlei verwerthet haben.

Dass durch all' die bunte Phantastik, mit welcher Jambulus sein Paradies ausmalt, sich allenthalben unverkennbar der Gedanke hindurchzieht, dass in der Einfachheit und Beschränktheit der Mensch sein glücklichstes Dasein führe, ist wieder und wieder im Laufe

unserer Betrachtung hervorgehoben worden. Und so pflichten wir Rohde (p. 233) bei: «Jambulus setzte sich zum Ziele, in der Schilderung jener Utopie der durch die Cultur verderbten westlichen Welt das Bild einer in ursprünglicher Kraft und Schönheit, in seligem Frieden und den einfachsten Ordnungen ursprünglichsten Naturrechtes ein langes Leben schmerzlos und schuldlos geniessenden Menschheit entgegen zu halten, welche einen von der civilisierten Verderbniss der Griechenwelt Ergriffenen selbst als Gast nur kurze Zeit unter sich dulden kann.»

Nicht unterschreiben aber dürfen wir, wenn Rohde (p. 240—242) unserer Utopie einen stoischen oder gar cynischen Charakter beilegt.

Die Gründe, welche Rohde für seine Auffassung anführt, lassen sich nach unseren obigen Ausführungen in kurzer Betrachtung widerlegen.

Nach Rohde fällt zunächst auf, «dass von einer eigentlichen Staatsgemeinschaft, von der Familie, von gerichtlicher Ordnung, von Tempeln, Priestern, Festspielen, Wettkämpfen, kurz von den Grundlagen des eigentlichen hellenischen Staatswesens gar nicht die Rede ist. Alles geht zu, wie es sich bei reinem Befolgen der primitivsten Naturtriebe in einer durchaus noch unorganisierten, durch die glücklichsten Naturverhältnisse aber von wilden Ausbrüchen der Not und Selbstsucht bewahrten Menschenmenge ganz von selbst machen würde. Gerade aber dieser Zustand sei es, welcher als der für den Staat der Weisen wünschenswertheste geschildert wurde in der *πολιτεία* des Zenon, dem hierin Chrysippus folgte.» Insbesondere citiert Rohde Laert. Diog. VII, 34: *κοινὰς τὰς γυναῖκας δογματίζειν* (sc.

